

manna

Kirchenmagazin für den Pastoralen Raum Olpe-Drolshagen



6 | **Habt Mut,
fürchtet euch nicht!**

Von Freiheit und Verantwortung

8 | **Was uns bewegt**

Gemeinschaft,
Mut und Sinn

20 | **Im Fluss des Lebens**

Von Liebe und
Vertrauen getragen

Im Brief des Apostels Paulus an die Hebräer (Kapitel 13, Vers 14) heißt es:

*Denn auf der Erde gibt es keine Stadt,
in der wir bleiben können.
Wir sind unterwegs zu der Stadt,
die kommen wird.*

(Gute Nachricht Bibel, 2018)

Dieser Satz aus dem Hebräerbrief verdichtet eine grundlegende Erfahrung menschlicher Existenz: Leben ist Bewegung. Nichts bleibt endgültig, kein Ort, kein Zustand besitzt dauerhafte Beständigkeit. Der Mensch lebt in einer vorläufigen Welt und ist daher immer auch ein Suchender, ein Unterwegsseiender.

Diese Bewegung aber ist nicht bloß ein zielloses Umhergehen. Der Vers spricht bewusst vom ‚Suchen‘. Darin liegt eine Entscheidung: Der Mensch richtet sein Leben aus, wählt Wege, orientiert sich an Vorstellungen von Zukunft und Sinn. Bewegung wird damit zur Selbstbestimmung. Wer sucht, trägt Verantwortung für die Richtung seines Lebens und für die Werte, die dieses Suchen bestimmen.

So verbindet der Vers zwei Dimensionen: Die Einsicht in die Vorläufigkeit des Lebens und den Auftrag, es dennoch bewusst zu gestalten. Gerade weil nichts hier endgültig ist, gewinnt die Frage nach Orientierung, Haltung und ethischer Bindung an Gewicht. Der Mensch ist unterwegs – und zuständig für den Weg, den er wählt.

Inhalt



- 4 | Leben ist Bewegung
Impressum
- 5 | Editorial
- 6 | Habt Mut, fürchtet euch nicht!

17



- 16 | Buch- und Lesetipps
- 17 | Jeder Mensch hat eine Anna –
kennen Sie Ihre?
- 18 | Kinderseite Ausmalbild
„Unterwegs in der Welt“

- 26 | Schika, der kleine Begleiter auf
unserem großen Weg
- 27 | Sich aufmachen zum Lobe Gottes
- 28 | Von der Schule ins Kloster
- 30 | Spuren, die bleiben

30



14



- 8 | Was uns bewegt – Geschichten
von Gemeinschaft, Mut und Sinn
- 11 | Von der ‚Küchenstätte‘ zur Offenen Tür –
Geschichte eines Ortes
- 12 | Unterwegsgeschichten aus der
Bibel – Gehen, Bewegen, Ankommen
- 14 | Pfingstprozession – Wege
durch die Jahrhunderte

20



- 20 | Im Fluss des Lebens – von Liebe
und Vertrauen gehalten
- 22 | „Deip imme Biärge...“ –
Wegekreuze und andere
Glaubensorte
- 25 | (Gottes) Liebe geht durch den Magen

- 32 | Im Puls – Auftrag und Nähe
- 34 | Kirchenkram
- 36 | Vertraut den neuen Wegen

32



In Bewegung für Frieden – für uns und für die Welt

Wir sind mitten im Krieg, wir und unsere betroffenen Brüder und Schwestern in der Ukraine, im Jemen, in Syrien, Iran, Gaza, Mali, Nigeria, Kamerun, Kongo, Burundi, Äthiopien.

Viele dieser Kriege und kriegerischen Auseinandersetzungen dauern seit Jahren, oft scheint kein Ende in Sicht. Städte und Dörfer werden sinnlos zerstört, Infrastruktur über Jahre unbrauchbar gemacht, grausame Gewalt wird ausgeübt – Menschen werden bedroht, beleidigt, gefoltert, getötet. Warum das alles? Jeder weiß, dass Kriege keinen Frieden bringen, und besiegte Völker werden niemals Ruhe geben, bis das Unrecht beseitigt wird. Meine Oma Katharina, die im Nachkriegsdeutschland auf der eingesperrten ostdeutschen Seite lebte, sagte immer: „Unrecht Gut gedeihet nicht und kommt nicht in die dritte Generation.“ Wie sich gezeigt hat, dauerte es zwei Generationen, bis das Unrechtsregime endete und die Menschen sich darum kümmerten, aus zwei Teilen wieder ein Land zu machen.

Was in der großen Politik gilt, gilt auch im täglichen Miteinander. Es gibt ungerechte Strukturen, ungerechte Gesetze, ungleiche Verteilung von Gütern, Vorurteile und Negativ-

berichte. Große Konflikte beginnen oft mit kleinen Streitereien, Machtkämpfen und dem Runtermachen anderer.

Die Umkehr zu einem gerechten Miteinander beginnt bei uns selbst – in unseren eigenen Möglichkeiten und Taten. Es bedeutet: Streit beenden, Frieden fördern, die Schwachen unterstützen, die Kranken besuchen, Fremden helfen, die Nachbarschaft pflegen, fair miteinander umgehen. Frieden entsteht nicht aus Stillstand. Jede Bewegung, jede bewusste Handlung, die wir setzen – ein Gespräch, ein Lächeln, eine helfende Hand – bringt etwas in Gang. Aus diesen kleinen Bewegungen wächst Veränderung, die weit über uns hinauswirkt.

Mit den vielen Kriegen in der Welt fühlen wir uns oft klein, ratlos und hilflos. Doch genauso wie Konflikt im Kleinen beginnt, beginnt auch Frieden im Kleinen – durch tägliches Engagement, durch das Vorangehen, durch Bewegung in Richtung Gerechtigkeit, Fürsorge und Solidarität, für unsere nahen und fernen Geschwister in der einen Welt.

Sr. Katharina Hartleib



digitale Ausgabe



Impressum

Herausgeber:
Pastoraler Raum Olpe-Drolshagen
Pfarrer Johannes Hammer
Auf der Mauer 6
57462 Olpe/Biggese
Tel.: 02761-2375 | Fax: 02761-2773
E Mail: buero@pr-olpe-drolshagen.de
„manna“ erscheint zweimal im Jahr. Die nächste Ausgabe erscheint im Herbst 2026.

Layout: embe | Agentur für Kommunikation & Marketing,
57319 Bad Berleburg, www.embe-consult.de
Druck: Häuser Druck GmbH, 50829 Köln Bocklemünd, www.haeuserdruck.de
Auflage: 1.000 Stück
Titelbild: Adobe Stock
Redaktion: Pfarrer Johannes Hammer, Birgit Engel, Schwester Katharina Hartleib,
Anke Koch, Heinz Stachelscheid, Prof. Dr. Wolfgang Werner
Fotos: Adobe Stock, freepik.com sowie Urhebernachweise am Bild

Editorial

Grüß Gott!

Glaube geschieht nicht im Stillstand. Er ist dort, wo etwas in Bewegung kommt: ein Gedanke, ein Schritt, ein neuer Blick auf das eigene Leben. Bewegung kann leise sein – kaum spürbar – oder kraftvoll wie ein Aufbruch, der lange auf sich warten ließ. Doch immer verändert sie etwas.

Viele Menschen erzählen davon, dass gerade solche Bewegungen den Weg zu Gott geöffnet haben. Ein Spaziergang, der den Kopf frei macht. Ein Gespräch, das eine festgefahrene Sicht löst. Eine Entscheidung, die Mut kostet. Oder ein Moment der Ruhe, in dem sich innerlich etwas verschiebt. Bewegung zeigt sich auf so unterschiedliche Weise – und doch führt sie immer wieder zu derselben Erfahrung: Glaube wächst, wenn Leben sich regt.

Biblische Geschichten spiegeln das wider. Abraham bricht auf, ohne das Ziel zu kennen. Das Volk Israel wagt den Weg durch die Wüste. Die Jünger lassen ihre Fischernetze zurück und folgen Jesus. Glauben heißt, sich berühren zu lassen – und manchmal auch, den ersten Schritt zu wagen, obwohl der Weg noch unklar bleibt.

Die neue manna sammelt Stimmen von Menschen, die genau das erzählen: wie Bewegung Glauben ermöglicht, vertieft, herausfordert oder neu belebt. Und wie Gott Menschen in Bewegung bringt – äußerlich, innerlich, manchmal beides zugleich.

Ich wünsche eine bewegende Lektüre!

Ihr Pfarrer

Johannes Hammer



„manna“ möchte den Gemeinden unserer Kirche und damit Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, Orientierung geben und Sie ermutigen. Das Magazin möchte Information bieten, Inspiration sein und auch unterhalten.

Haben Sie ein Thema, das Sie ganz besonders bewegt? Haben Sie eine Geschichte, die Sie erzählen möchten? Dann melden Sie sich sehr gerne bei uns unter buero@pr-olpe-drolshagen.de. Schon jetzt freuen wir uns auf Ihre Rückmeldungen!

Habt

Warum erscheint ein Text über die Osterbotschaft in unserer Sommerausgabe? Weil die Zusage der Befreiung uns beständig in Bewegung setzt und als lebendiger Puls in unserem Alltag wirkt. Diese Hoffnung ist keine bloße Nostalgie, sondern ein aktiver Protest gegen jede Form von Unmenschlichkeit und Starre.

Von Prof. Dr. Wolfgang Werner



Alle, die mit der Vorbereitung der Osternachtfeier befasst sind, stoßen auf die liturgische Anweisung: „Die Lesung vom Durchzug durch das Rote Meer (Exodus 14) darf nie entfallen.“ Die Feier der Osternacht ist unauflöslich mit der Erinnerung Israels an Gottes Befreiungstat am Meer verbunden. Ostern begegnet im Horizont der Freiheitshoffnung Israels.

Da kann man zur Frage kommen, warum denn Gott, der sein Volk erfolgreich vor der ägyptischen Übermacht gerettet hat, nicht auch ein Herz für die Ägypter gehabt hat. Hätte seiner göttlichen Fantasie nichts anderes einfallen können, als die Ägypter zu töten? Die ägyptischen Streiter kamen aus Familien, hatten vielleicht selbst Frauen und Kinder.

Erzählerisch geht es auch um einen Kampf zwischen Gut und Böse. „Die gute Macht ist ‚JHWH‘ und mit ihm sein Volk ... Die böse Macht geben ‚Pharao‘ und seine ägyptischen Untertanen.“⁴¹

Ein Erzählschema also, wie es auch in Märchen begegnet: Auf Schneewittchens Hochzeit muss die böse Königin so lange in glühenden Eisenschuhen tanzen, bis sie tot umfällt. Für Empathie ist da kaum Raum.

Traumatisiertes Volk und seine Hoffnung

Die Exodus-Geschichte vom Werden Israels in Ägypten, von seiner Unterdrückung und Bedrohung, vom Auszug aus Ägypten und der wunderbaren Rettung am Schilfmeer, vom Zug durch die Wüste, von der Verpflichtung auf die Weisung Gottes am Sinai und von der Landnahme des verheißenen Landes prägen das Selbstverständnis Israels. Wer sich mit den Augen eines Historikers die biblischen Geschichten von Israels Exodus aus Ägypten vornimmt, erhält ein enttäuschendes Ergebnis. Dass sich in Ägypten, fern der Heimat, aus zwölf Stämmen ein Volk bildet, ist mehr schriftstellerische Gestaltung als historische Wahrscheinlichkeit: Die Stämme der Jakobssöhne werden in eine gesamtisraelitische Perspektive gestellt. Ganz Israel wird unter gewaltigen Wundern aus Ägypten herausgeführt, durch Mose von seinem Gott auf dem Weg in der Wüste geleitet und von Josua in das verheißene Land geführt.

Die Versuche, ägyptische Anfänge historisch plausibel zu machen, bleiben schwach, denn Kanaan und Südsyrien waren lange unter ägyptischer Herrschaft und zwischen Israel/Juda und Ägypten gab es durchgängig wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen. Vielleicht können wir uns die Anfänge der Überlieferung von der Befreiung Israels

aus Ägypten so vorstellen: Unter den Stämmen und Gruppen, die später zum Volk Israel zusammenwachsen, gab es Menschen, die nach Ägypten zurückblicken, an die geglückte Flucht einer kleinen Gruppe von Sklavinnen und Sklaven erinnern und darin eine von Gott herbeigeführte Befreiung erblicken.

Ein plausibleres Verständnis stellt sich ein, wenn die erzählte Zeit von den Anfängen in Ägypten mit dem Selbstverständnis derer gelesen wird, die der Exodusgeschichte die letzte Gestalt gegeben haben. Die blickten zurück auf das babylonische Exil. Die Großmacht Babylon hatte 587 v. Chr. das Ende des Staates Juda herbeigeführt und die Führungsschicht des Volkes nach Babylon verbannt. Gut hundert Jahre vorher, 722 v. Chr., hatten die Assyrer bereits das Nordreich Israel ausgelöscht. Immer war Israel in seiner Geschichte dem Druck von Ägypten und den Großmächten des Zweistromlandes ausgeliefert gewesen.

Der Perserkönig Kyros II. bringt Hoffnung: Die Nachkommen der nach Babylon verbrachten Judäer durften wieder in die Heimat zurück. Damit verband sich die Erlaubnis, den Tempel in Jerusalem als persisches Reichsheiligtum wieder aufzubauen. Kyros ist der einzige in der Bibel erwähnte ausländische Herrscher, der Gottes Gesalbter

fürchtet euch nicht!

(Messias) genannt wird. Der erhoffte Neuanfang setzt nicht mit einem Sieg Israels ein, sondern beruht ganz und gar auf Gottes Initiative.

Verschiedene kollektive Erfahrungen kommen in der Exodusüberlieferung zusammen, werden zu einer gesamtisraelitischen Tradition und sind am Ende auch eine Erzählung von der Verfasstheit des Gottesvolkes. Der Exodus handelt von einer exklusiven Liebesgeschichte zwischen Gott und seinem Volk, die den „Monotheismus der Treue“² begründet. Weil im Exodus Gott zum Gesetzgeber und König des Volkes wird, bindet sich die politische Macht unmittelbar an die Weisung Gottes. Dies ist ein revolutionärer Entwurf, der jede weltliche Herrschaft unter das Primat des Rechts und der Barmherzigkeit stellt.

Pascha, Exodus und Ostern

Jesus wurde während eines Osterfestes der Prozess gemacht. Die synoptischen Evangelien Markus, Matthäus und Lukas berichten, dass Jesus am Festtag gekreuzigt wurde. Nach dem Paschamahl wurde Jesus verhaftet und zum Tode verurteilt. In diesen Berichten verbindet Jesus das familiäre Paschamahl mit einem neuen Zeichen. Brot und Wein werden künftig seine Gemeinschaft in der Eucharistie zusammenführen. Eine andere Datierung

nimmt das Johannesevangelium vor. Jesus stirbt dort am Tag vor dem Fest. Das ist Absicht. Jesus, das Lamm Gottes, stirbt am Kreuz zu der Zeit, in der im Tempel die Paschalämmer geschlachtet werden. Damit wird Jesus als das neue Zeichen der Befreiung positioniert, das die alten Fesseln der Schuld und des Todes sprengt.

Bei Johannes fehlt die Stiftung der Mahlfeier mit Brot und Wein. Stattdessen wird erzählt, dass Jesus seinen Jüngern die Füße wäscht. Eine einladende Handlung der Gastfreundschaft wird zu einem Zeichen, das christliche Existenz erhellt. Am Anfang steht der Satz: „Da er die Seinen liebte, die in der Welt waren, liebte er sie bis zur Vollendung.“ Diese Liebe ist stärker als der Tod. Das macht frei, seine einladende Gastfreundschaft lebendig werden zu lassen.

Fürchtet euch nicht!

„Frei werden“, „Befreiung“, „Freiheit“ sind nicht einfach da, sondern müssen immer wieder realisiert und auch geschützt werden. Wer im vergangenen Jahr 2025 die europäische Kulturhauptstadt Chemnitz besuchte, wurde am Bahnhof mit einer Schrift in grellgelben Neonleuchtbuchstaben begrüßt: FÜRCHTET EUCH NICHT. Das ist eine Ermutigung, gestaltet vom Künstlerduo DOPPELDENK. Der

Satz war ein Mutmacher der friedlichen Revolution von 1989.

Der Bahnhof einer Großstadt steht für modernes Leben. Menschen sind unterwegs, die sich nicht kennen. Der Bahnhof ist Ankunftsort und Zwischenstation. Hektik, Ärger und Stress sind da, wo Verspätungen und Zugausfälle Pläne durchkreuzen. Fürchtet euch nicht! Es geht nicht um frommes Geschwurbel, sondern um Ermutigung. Die Worte sind keine Lösung, aber der Anfang für Wege, die eine Lösung näherbringen.

Für Christen gründet der Satz in der Osterhoffnung: Freiheit ist im Spiel – die eigene und die der anderen, die persönliche und die gesellschaftliche. Fürchtet euch nicht! Das Wort geht gegen Ängste der Vergangenheit, es geht in die Gegenwart und sorgt dafür, dass Hindernisse nicht als allzu übergroß überschätzt werden. So bricht immer wieder der Mut hervor, Schwierigkeiten und Konflikte anzugehen, getragen von jener Vision, die uns lehrt, dass wir nicht Gefangene unserer Umstände sind, sondern Gestalter einer befreiten Welt.



Gekürzte Fassung –
vollständiger Text
über QR-Code
verfügbar

¹ Katrin Brockmüller, katholische Theologin und Bibelwissenschaftlerin

² Jan Assmann († 2024), deutscher Ägyptologe, Religions- und Kulturwissenschaftler

Was uns bewegt

Geschichten von Gemeinschaft, Mut und Sinn

Wie setzen sich Menschen über Jahre hinweg – oft neben Familie, Job und Alltag – unentgeltlich für die Gesellschaft ein? Aktive aus verschiedenen Bereichen erzählen von ihren persönlichen Wegen: vom zufälligen Einstieg bis zur Herzensangelegenheit. Sie berichten von starken Momenten der Gemeinschaft und davon, wie ihr Tun Selbstvertrauen, Freundschaften und neue Perspektiven schenkt. Es geht um den inneren Antrieb, prägende Erlebnisse, Werte und den Mut, einfach anzufangen.

Das „Wir“ auf dem Marktplatz

Wenn ich ehrlich bin, war mein Weg zur Muggelkirmes ein reiner Zufall. Kurz vor meinem Studium fragte mich eine Freundin: „Du hast doch gerade Zeit – komm doch mal mit.“ Damals kannte ich die Kirmes nur als Besucherin, doch plötzlich stand ich mitten im Aufbau, zwischen Listen, Helfern und tausend Erledigungen. In jenem ersten Jahr habe ich die eigentliche Kirmes gar nicht miterlebt, weil ich auf einer Familienfeier war – aber das gemeinsame Planen und Anpacken hatte mich bereits gepackt. Ein Jahr später übernahm ich die Büroorganisation, und aus dem spontanen Mitmachen wurde eine Lebensaufgabe. Teams verändern sich, aber ein fester Kern ist geblieben. Wenn ich am Ende auf dem Platz stehe und sehe, was aus unseren Plänen entstanden ist, weiß ich: Das haben wir gemeinsam geschafft.

Diesen Geist spüre ich jedes Jahr aufs Neue, wenn wir nachts auf dem Marktplatz stehen – müde, vielleicht nass vom Regen, aber glücklich. Trotz kleiner Pannen oder der Sorge

Vom Ankommen zur Zugehörigkeit

Ich hatte mir schon immer vorgenommen, mich im Ruhestand ehrenamtlich zu betätigen. Vor elf Jahren – noch vor meiner Pensionierung als Grundschullehrerin –, sprach mich die Stadt Drolshagen an, ob ich Deutschunterricht für geflüchtete Frauen geben wolle. Mit wenig Erfahrung in der Erwachsenenbildung, aber mit sehr viel Enthusiasmus begann ich damit gemeinsam mit einigen Gleichgesinnten im St. Clemens Haus. Tatsächlich saßen dann mehr Männer als Frauen im improvisierten Klassenraum. Anfangs hatte ich etwas Angst vor der Aufgabe, aber der Kontakt zu den Menschen und später zu ihren Familien machte mir enorm viel Spaß. Als der Unterricht von der Volkshochschule und anderen Anbietern übernommen und ich als Lehrerin nicht mehr gebraucht wurde, hatte ich bereits viele Freundschaften geschlossen. Seitdem begleite ich Geflüchtete bei Behördengängen oder helfe bei der Wohnungssuche.

Es ist schön zu sehen, wie gut die meisten integriert sind. Ihr starker Wille, so schnell wie möglich ein selbstbestimmtes Leben führen zu können, imponiert mir. Ich besuche jede Woche mehrere Familien



Steffi Junker

Rhode

um genügend Helfer wird mir in diesen Momenten bewusst, wie viel Kraft in einer Gemeinschaft steckt. Heute berührt es mich besonders, dass meine Kinder in diese Welt hineinwachsen. Mein Sohn möchte am liebsten beim ersten Aufbau dabei sein. Zu sehen, wie er begreift, Teil von etwas Größerem zu sein und sich für einen guten Zweck einzusetzen, ist ein Geschenk. Es ist dieses vertraute Gefühl beim Wiedersehen nach einem Jahr: Man packt an, und sofort ist die besondere Atmosphäre wieder da. Für mich ist das gelebte Nächstenliebe. Ich möchte meinen Kindern vorleben, dass Zusammenhalt und Hilfsbereitschaft Werte sind, die man am besten versteht, wenn man sie selbst erlebt. Wer zögert, sollte es einfach ausprobieren. Die Gemeinschaft trägt einen fast automatisch mit, und am Ende bleiben die schönsten Erinnerungen.

Dagmar Bayer



Drolshagen

oder Einzelpersonen und werde zu den verschiedensten Anlässen eingeladen. Viele, die als Kinder hierherkamen, nennen mich bis heute Oma.

Besonders freut mich, dass die allermeisten Flüchtlinge gute Erfahrungen mit ihren deutschen Nachbarn machen und die Kinder schnell Anschluss finden. Herr Schüholz, der ehemalige Küster der Gemeinde Maria Geburt in Hützemert, sagte kürzlich, wie sehr er sich freut, dass mit den Kindern der neu aufgenommenen Flüchtlingsfamilien wieder Leben am Schulweg und Unter der Löwe eingekehrt ist. Und ein inzwischen als Controller bei einer großen Bank arbeitender ehemaliger Flüchtling aus Syrien sagte mir: „Wenn ihr uns nicht so freundlich aufgenommen hättet, dann hätten wir uns vermutlich mit der Integration sehr viel schwerer getan“. Solche Worte sind die schönste Anerkennung.

Katharina Heinze



Altenkleusheim

Wenn Musik zur Heimat wird

Alles begann, als ich sieben Jahre alt war. Im Jugendheim in Altenkleusheim durfte ich Instrumente ausprobieren, und die Querflöte hat mich sofort begeistert. Mit zehn trat ich in den Musikverein Neuenkleusheim ein, und 2004 spielte ich mein erstes Konzert. Schon als kleines Mädchen bewunderte ich den Verein bei Schützenfesten und träumte davon, dazuzugehören. Heute ist es die Beständigkeit, die mich hält. Man trifft Menschen über Jahrzehnte hinweg, und aus der gemeinsamen Musik ist etwas tief Vertrautes gewachsen. Ein Verein ist so viel mehr als nur ein Hobby, er ist ein Netz, das einen auch in dunklen Stunden auffängt.

Ich erinnere mich an einen Moment, als wir mitten in den Festvorbereitungen vom Tod eines Mitglieds erfuhren. Da zeigte sich unser wahrer Zusammenhalt. Wir nahmen uns in den Arm, gaben einander Zeit. Sogar andere Vereine schickten Musiker zur Unterstützung. Das hat mir gezeigt: Musik verbindet über Grenzen und schwere Zeiten hinweg. Persönlich bin ich an diesem Engagement gewachsen. Ohne den Verein wäre ich heute beruflich vielleicht gar nicht bei der Musik gelandet. Solostellen bei Konzerten haben mein Selbstvertrauen gestärkt – die Aufregung zu besiegen und zu merken „Ich schaffe das“, prägt fürs Leben. Die größte Kraft spüre ich bei Auftritten: Wenn nach monatelangen Proben der Klang im Orchester immer voller wird, bis die Emotionen schließlich von der Bühne ins Publikum fließen – das ist Gänsehaut pur. Diese Verbindung zum Glauben und zur Tradition, wie bei der Pfingstprozession oder dem Ostern-Anspielen, ist für uns selbstverständlich. Es ist ein Stück Heimat. Wer überlegt, sich zu engagieren, der sollte es einfach ausprobieren. Man lernt Menschen kennen, die man sonst nie getroffen hätte, und oft entstehen daraus Freundschaften, die ein Leben lang halten.

Pfadfindergeist und Teampaly

Man könnte sagen, mir wurde das Pfadfinder-Gen in die Wiege gelegt, denn meine Eltern haben sich dort kennengelernt und so bin ich in diese Welt hineingewachsen. Heute bin ich Leiter und Kurat im Olper DPSG Stamm und kümmere mich auch um die geistliche Begleitung. Was mich dort hält, ist vor allem, dass die Werte zu mir passen: Offenheit, Vertrauen und Zusammenhalt. Besonders spürbar wird das in unseren Sommerlagern, auf den ‚Hikes‘. Wenn wir mit schwerem Rucksack und Zelt unterwegs sind, merkt man, dass man als Gruppe oft mehr schafft, als man sich allein zugetraut hätte. Dabei entstehen Erinnerungen, die lange verbinden.

Ähnlich erlebe ich das als Volleyballtrainer: Ein Team funktioniert erst dann gut, wenn jeder seine Stärken einbringt. Ein besonderer Moment war unser 50-jähriges Jubiläum, bei dem Jung und Alt, Aktive und Ehemalige zusammenkamen und diese Verbundenheit im Stamm spürbar

war. Das prägt das Engagement stark, weil man Kinder und Jugendliche über Jahre begleitet und miterlebt, wie sie ihren eigenen Weg finden. Und irgendwann kommen manche mit unterschiedlichen Dingen auf einen zu, mal mit kleineren, mal mit persönlicheren. Darin zeigt sich, wie viel Vertrauen mit der Zeit wachsen kann. Für mich ist der Glaube prägend, das heißt, das Evangelium im Alltag ernst zu nehmen, Jugendlichen auf Augenhöhe zu begegnen und alle in der Gruppe im Blick zu behalten. Dazu gehört, Kinder und Jugendliche auf ihrem Weg zu begleiten, ihnen Verantwortung zuzutrauen und sie zu unterstützen beim selbstständig werden und für sich und andere einzustehen. Wer sich engagieren möchte, sollte den ersten Schritt einfach wagen. Vieles beginnt damit, dass man etwas ausprobiert und schaut, was einem liegt und was Freude macht. Am Anfang ist Learning by Doing, und das ist wertvoll. Man wächst mit den Aufgaben und sammelt Erfahrungen, die einen weiterbringen.

Max Halbe



Olpe

Malteser aus tiefster Überzeugung

Seit 30 Jahren sind die Malteser ein Teil meines Lebens. Mit zehn Jahren nahm mich die Enkelin eines Nachbarn spontan mit, und ich war sofort fasziniert von der Idee, im Notfall wirklich helfen zu können. Ich erinnere mich noch genau an meinen ersten Sanitätsdienst bei einer Wallfahrt – wie stolz ich mein Malteser-T-Shirt trug und die Tasche hielt. Dieses Gefühl, dazuzugehören und einen Beitrag zu leisten, hat mich nie verlassen. Heute leite ich die Ausbildung in Olpe, bin als Rettungshelferin bei Sanitätsdiensten dabei und im Katastrophenschutz aktiv. Der Verein hat mir das Selbstvertrauen geschenkt, das ich brauchte, um auch beruflich eine Führungsposition in der Kinderklinik zu übernehmen. Ohne den Zuspruch der älteren Malteser, die früh an mich glaubten, wäre ich diesen Weg vielleicht nie gegangen.

Besonders tief spüre ich die Kraft unserer Gemeinschaft in Krisenzeiten. Als es meinem Vater sehr schlecht ging und er schließlich verstarb, waren die Dienstabende mein Anker. Dort musste ich nichts erklären, ich konnte einfach da sein. Auch die Hungertuchwallfahrt gibt mir jedes Jahr neue Energie. Diese Mischung aus Bewegung, intensiven Gesprächen und Gebet ist einzigartig. In diesem Jahr, kurz nach dem Tod meines Vaters, haben mich die gemeinsamen Tage getragen. Bei den Maltesern steht das Leitmotiv „Bezeugung des Glaubens und Hilfe den Bedürftigen“ im Mittelpunkt. Diese Haltung der Nächstenliebe und Barmherzigkeit prägt auch meine Arbeit mit schwer kranken Kindern. Der Gedanke, dass das Leben nicht mit dem Tod endet, gibt mir die nötige Kraft. Mein Engagement ist für mich Sinnstiftung pur. Wenn man nach einem Einsatz nach Hause geht und spürt, dass es sich richtig angefühlt hat, weiß man: Man ist am richtigen Ort. Ich kann jedem nur raten, sich eine Aufgabe zu suchen, für die man brennt – die Gemeinschaft, die man dort findet, ist ein unbezahlbarer Schatz, der einen durch das ganze Leben begleitet.



Johanna Müller

Drolshagen

Max Neuwirt



Neuenwald

Vom Einzelspieler auf dem Weg zum Dirigenten

Eigentlich bin ich Pianist – ein typisches Soloinstrument. Klavierspielen war für mich nie ein Muss, sondern immer eine Freude. Doch als Freunde mich ins Jugendorchester Neuenkleusheim einluden, änderte sich alles. Zuerst fragte ich mich: „Was soll ich da als Pianist?“ Ich fing am Glockenspiel an und war sofort fasziniert. Diese Atmosphäre, das gemeinsame Lachen und das hochkonzentrierte Arbeiten an einem Stück haben mich völlig gepackt. Am Klavier übt man meist für sich allein, doch im Orchester wurde ich Teil von etwas Größerem. Jeder Ton zählt, jeder wird gebraucht. Heute ist das Orchester für mich wie eine große Familie. Die Musik ist der Kern, aber das Drumherum – die Fahrten und Abende – ist fast genauso wichtig.

Dieses ‚Wir-Gefühl‘ zeigt sich für mich besonders in Konzerten. Wenn man monatelang an einer schwierigen Stelle gefeilt hat und dann in der vollen Stadthalle alles zusammenkommt, ist das ein Moment purer Erleichterung und Stolz. Als Dirigent

des Jugendorchesters sehe ich heute noch deutlicher: Ohne Gemeinschaft läuft nichts. Ein Orchester entsteht erst durch Zusammenarbeit. Dieses Engagement hat meinen gesamten Lebensweg bestimmt. Ich studiere inzwischen Musik und Geschichte auf Lehramt. Die Musik ist mein roter Faden und gibt mir Orientierung. In stressigen Zeiten ist die Probe mein Ort zum Durchatmen. Für mich spiegeln sich im Orchester meine wichtigsten Werte wider: Verlässlichkeit, Zusammenhalt und die Fähigkeit, aufeinander zu hören. Jemand, der nur an sich denkt, würde hier scheitern. Es geht darum, dass am Ende etwas Gemeinsames entsteht, und das kann man am besten spüren, wenn man mitmacht. Der größte Fehler ist es, aus Unsicherheit zu Hause zu bleiben. Wenn es passt, kann ein Engagement dein ganzes Leben verändern und dir eine neue, wunderbare Perspektive schenken.

Von der ‚Küchenstätte‘ zur Offenen Tür Geschichte eines Ortes



In diesem Jahr feiert das Kinder- und Jugendzentrum in Olpe in Trägerschaft der Katholischen Kirchengemeinde St. Martinus sein 50-jähriges Bestehen – ein halbes Jahrhundert, in dem unzählige Projekte und Momente diesen Ort geformt haben. Jede Generation hat dazu beigetragen, dass die OT zu dem wurde, was sie heute ist: ein Treffpunkt für Kinder, Jugendliche, Erwachsene, Ehrenamtliche.

Was heute auf moderne Weise geschieht, hat an diesem Ort Tradition: Menschen kommen zusammen, teilen Geschichten, gestalten Gemeinschaft. Hier wurzeln Begegnungen, die das Leben bereichern – ein Symbol dafür, dass Gestern und Heute sich verbinden und dass der Wert eines Ortes nicht allein in den Steinen liegt, aus dem er gebaut ist, sondern in den Menschen, die ihn beleben.

Spuren der Zeit

Wo heute die OT beheimatet ist, an der Frankfurter Straße 24, auf dem höchsten Punkt der Olper Altstadt, stand einst das älteste Haus der Stadt, erbaut 1568. Neben dem Hexenturm gelegen bildete es mit Stadtmauer und der Obersten Pforte den östlichen Angelpunkt der spätmittelalterlichen Festungskleinstadt Olpe. Vermutlich befand sich auf dem Gelände der Haupthof, aus dem die Stadt Olpe hervorgegangen ist – daher auch die derzeit gebräuchliche Bezeichnung ‚Küchenstätte‘.

Lange Jahre war das Haus Zentralpunkt der Verwaltung des südlichen Amtes Waldenburg und Schauplatz zahlreicher Prozesse. 1836 übernahm Posthalter Gottfried Gerlach das Grundstück, aus der ‚Küchenstätte‘ wurde die ‚alte Post‘. Bis 1919 führten Gottfried und dann Sohn Rudolf die Posthalterei. Mit über 100 Pferden sowie Kutschen war sie ein lebendiger Knotenpunkt für Reisende, Nachrichten und Austausch – eine zentrale Station, die das Stadtleben prägte. Mit dem Aufkommen

der Eisenbahn verlor die Posthalterei zunehmend an Bedeutung.

1965 entließ der Landeskonservator in Münster das alte Gebäude, in dem zu der Zeit unter anderem die Mütterschule der Pfarrei untergebracht war, aus dem Denkmalschutz und genehmigte den Abriss, der 1968 erfolgte. Im Oktober 1969 beschloss der Kirchenvorstand St. Martinus die Errichtung eines Gemeindezentrums für die Offene Tür und auch die Mütterschule.

1971 entschied der Planungsausschuss des Diözesan-Personalrats die Trennung von OT und Familienbildungsstätte. Die Grundsteinlegung des heutigen Kinder- und Jugendzentrums erfolgte am 16. November 1974, die feierliche Einweihung am 4. Mai 1976.

Zum 50-jährigen Bestehen entsteht derzeit eine Festschrift – eine Reise durch fünf Jahrzehnte voller Meilensteine, Ideen und Menschen, die die OT geprägt haben.

50 Jahre OT Olpe

Gefeiert wird am

11. Juli 2026 ab 11 Uhr

Wortgottesdienst, gemeinsam gestaltet mit den Jugendlichen

Aktionen für Groß & Klein

- ▶ Auftritte der Kinder- und Jugendgruppen
- ▶ Musikbands
- ▶ Schnupperkurse der Angebote
- ▶ Auftritt von Clown Christopherus
- ▶ und vieles mehr...

Kulinarisches & Snacks

Mit Unterstützung von den angebundenen Gruppen des Hauses

- ▶ Kirchenvorstand
- ▶ Pastoralteam Olpe-Drolshagen
- ▶ Kirchenladen St. Martinus
- ▶ Frauen in St. Martinus
- ▶ Muggelleitungsteam
- ▶ Kollegen der OTs und KOTs
- ▶ vielen ehemaligen Mitarbeitern der OT

Unterwegsgeschichten aus der Bibel

Gehen, Bewegen, Ankommen

Im Alten und im Neuen Testament gibt es unendlich viele Geschichten, in denen Menschen unterwegs sind, sei es auf Reisen, auf der Flucht oder bei der Suche nach ihrem Ziel. All diese Wege werden zu Orten der Begegnung und innerer Klärung. Wer sich aufmacht, steht vor grundlegenden Fragen – zwischen Angst und Vertrauen, Festhalten und Loslassen.

Von Schwester Katharina Hartleib

Kundschafter in Kanaan

Eine der interessantesten Episoden aus der frühen Zeit des Volkes Israel findet sich im 4. Buch Mose: Viele Generationen hatten die Israeliten in Ägypten, dem Kornspeicher der damaligen Zeit, gelebt. Aber dann hatte sich das Land immer mehr in ein Sklavenhaus verwandelt. So ziehen die Israeliten, angeführt von Mose und Aaron, los, um das von Gott verheißene Gelobte Land zu finden. Doch der Weg durch die Wüste ist schwierig: Es fehlt an Wasser, Nahrung und auch an Vertrauen in die Verheißung Gottes. Und immer wieder sind sie versucht, zurückzugehen zu den Fleischtöpfen Ägyptens: Da waren sie zwar unfrei, aber versorgt und mussten sich nicht jeden Tag mit dem vielen Neuen auseinandersetzen. Als sie dem Land näherkommen, das Gott für sie ausgewählt hat, schickt Mose Kundschafter aus. Sie sollen sehen, wie das Land beschaffen ist, ob es gut oder schlecht, mager oder fett ist. Und ob das Volk, das darin wohnt, stark oder schwach, klein oder groß ist. Und wie die Städte angelegt sind, ob sie offen oder befestigt sind. Da ziehen sie los und erkunden das Land. Und dann kommen sie zurück und einige der Kundschafter berichten, dass das Land groß ist, aber nicht leer, sondern bewohnt und fruchtbar und seine Städte gut angelegt sind. Andere jedoch berichten genau das Gegenteil. Sie sagen, dass das Land unbezwingbar ist und die Menschen wie Riesen sind, vor denen sie selbst klein wie Heuschrecken sind.

Die widersprüchlichen Berichte bringen das Volk in eine Krise. Ein Teil vertraut dem eigenen Urteil, während der andere Teil Stimmung dagegen macht. Schließlich muss das Volk sich entscheiden. Und es entscheidet sich, ins Gelobte Land Kanaan hinaufzuziehen, weil sie sicher sind, dass Gott sie geleiten und beschützen wird. Am Ende steht also die Entscheidung, dem Vertrauen mehr Raum zu geben als der Angst. Die Geschichte macht deutlich, wie unterschiedlich Menschen dieselbe Wirklichkeit deuten – und wie entscheidend die eigene Haltung ist.

Noomis und Rut

Im Buch Rut im Alten Testament wird eine Begebenheit berichtet, die anders ausgeht, als man vernünftigerweise denken würde. Es wird von Noomi erzählt, die nach dem Tod ihres Mannes und ihrer Söhne aus Moab in ihre Heimat Juda zurückkehren möchte. Ihre Schwiegertöchter begleiten sie zunächst, doch Noomi sagt: „Kehrt doch beide heim zu euren Müttern!“ Eine der beiden hört auf den Rat. Rut aber antwortet: „Dränge mich nicht, dich zu verlassen und umzukehren! Wohin du gehst, dahin gehe auch ich, und wo du bleibst, da bleibe auch ich. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott.“ Als Noomi sieht, dass Rut darauf besteht, weiter mit ihr zu gehen, redet sie nicht länger auf sie ein. So ziehen sie miteinander bis Betlehem.

Diese Unterwegsgeschichte ist eine erstaunliche Erzählung über Loyalität und Treue. Wenn man weiterlesen würde, entdeckt man, dass Rut heiratet und ihr Sohn der Großvater des Königs David wird, der dann im Stammbaum Jesu genannt wird. Was für eine erstaunliche Episode!



Weg aus Jerusalem – und ganz schnell zurück

Eine der bekanntesten Geschichten aus dem Neuen Testament ist die der Emmausjünger im Lukasevangelium. Sie erzählt von zwei Jüngern, die nach all den schrecklichen Ereignissen um Jesus Jerusalem verlassen und sich auf den Weg nach Emmaus machen. Das liegt ungefähr zwölf Kilometer entfernt und das ist bei der Hitze nicht so ohne. Unterwegs unterhalten sie sich über all das, was sie in den letzten Tagen erlebt haben, weil man im Zusammengehen und Reden vieles besser klären kann. Und während sie so miteinander reden, gesellt sich ein Fremder dazu und fragt, was das denn für Dinge sind, über die sie reden. Da sind sie doch ziemlich perplex und fragen erstaunt, ob er der Einzige ist, der nichts mitbekommen hat von dem, was da in den letzten Tagen passiert ist, und sie erzählen ihm alles: „Na, das mit Jesus von Nazaret, der ein Prophet war, und bei dem Worte und Taten zusammengepasst haben und der so authentisch von Gott gesprochen hat. Aber unsere Hohepriester haben ihn zum Tod verurteilen und ans Kreuz schlagen lassen. Und wir hatten so sehr gehofft, dass er der sein würde, der Israel von allem erlösen wird. Einige Frauen haben uns in Aufregung versetzt. Sie waren beim Grab, aber das war leer. Sie haben erzählt, dass ihnen Engel erschienen sind und gesagt haben, dass Jesus lebt. Naja, was Frauen so erzählen.“ Da legt der Fremde los und erklärt ihnen, warum dieser Christus leiden musste, wie schon die Propheten im Alten Bund vorhergesagt haben.

Als die drei Emmaus erreichen, bitten die Jünger den Fremden, zu bleiben. Beim Essen nimmt dieser das Brot, spricht den Lobpreis und gibt es ihnen. Und bei dieser Geste gehen ihnen die Augen auf: Es ist Jesus. Und dann ist er nicht mehr zu sehen und sie sagen fast gleichzeitig, dass ihnen das Herz gebrannt hat, als er unterwegs mit ihnen geredet hat. Und plötzlich sind sie nicht mehr traurig, enttäuscht und verzweifelt, sondern voller neuer Begeisterung. Und dann können sie nicht mehr warten und der Weg und die hereinbrechende Nacht sind ihnen egal und sie laufen immer schneller zurück nach Jerusalem, um von ihrer Begegnung zu berichten.

Die Emmausgeschichte zeigt, wie sich Richtung und Haltung eines Menschen verändern können: Aus Flucht und Enttäuschung wird neue Hoffnung. Das „brennende Herz“ wird zum Zeichen neuer Erkenntnis. Und dann ändert sich das Leben für alle, die an den Auferstandenen glauben – bis heute.

Wendung mitten auf der Straße

Im Markusevangelium gibt es eine sehr kurze Szene, die mitten auf der Straße abläuft und eine interessante Wendung nimmt. Gerade hatte Jesus viele Frauen und Kinder getroffen, hatte die Kinder gesegnet und die Jünger belehrt, dass gerade sie ins Reich Gottes gehören. Dann macht sich Jesus mit seinen Begleitern wieder auf den Weg. Und irgendwann zwischendurch läuft ein Mann auf ihn zu und fragt: „Guter Meister, was muss ich tun, um das ewige Leben zu erben?“ Jesus antwortet und man hat den Eindruck, dass er genervt ist, weil immer wieder was kommt. Er sagt, dass der junge Mann doch die Gebote kennt. Da macht dieser eine sehr erstaunliche Aussage: „Alle diese Gebote habe ich von Jugend an befolgt.“ Wow, mag man da denken. Das ist ja wohl toll. Da ist ja einer, der nun wirklich ins Reich Gottes gehört, da kann er seine Sachen holen und mit in die Gefolgschaft Jesu eingegliedert werden. Aber damit liegt man völlig falsch. Denn Jesus ist mit seinem Satz noch nicht zu Ende: „Eines fehlt dir noch: Geh, verkaufe, was du hast, gib es den Armen und du wirst einen Schatz im Himmel haben!“ Da wendet sich alles: Denn der Mann ist betrübt, als er das hört, und geht traurig weg.

Die kleine Episode, so ganz nebenbei auf der Straße, zeigt, wie es gehen kann, wenn man ein guter Christ sein will: Äußere Pflichterfüllung reicht einfach nicht. Es geht um die innere Freiheit, loslassen zu können. Der Besitz steht dem Mann im Weg – und hindert ihn daran, einen neuen Schritt zu wagen.



Wege durch die Jahrhunderte

Die Kleusheimer Drei-Dörfer-Prozession ist die älteste Pfingstprozession in unserem Pastoralen Raum.

Prozession – ein wenig altmodisch klingt der Begriff. Feierliche Umzüge durch Wald und Wiesen, um den Segen für eine gute Ernte zu erbitten, allzu tradiert in einer Zeit, in der der Bezug zur Landwirtschaft als Existenzgrundlage schwindet – und oft auch der zum Glauben. Und doch haben sich gerade im Pastoralen Raum Olpe-Drolshagen solche Wege lebendig erhalten. Der Iseringhauser Umgang an Christi Himmelfahrt, erstmals datiert 1650, und der Sendschotter Ümmegang um Mariä Heimsuchung, ebenfalls aus der frühen Neuzeit, sind weit mehr als ein Relikt vergangener Zeiten. Sie sind Ausdruck von Gemeinschaft, Verwurzelung und Glauben – und zeigen, dass der „Spaziergang mit Gott“ bis heute seinen festen Platz im Leben der Menschen hat. Die älteste Pfingstprozession im Pastoralen Raum ist die des ehemaligen Kirchspiels Kleusheim.

Der Ursprung im Kleusheimer Land

Ende des 17. Jahrhunderts entbrannte ein beharrlicher Streit mit der Mutterkirche in Olpe. Die Bewohner von Altenkleusheim, Neuenkleusheim und Rehringhausen sehnten sich nach kirchlicher Eigenständigkeit. Ihr Argument war einfach, aber eindringlich: Der bis zu anderthalbstündige Fußweg nach Olpe war für Alte, Kranke und Kinder eine Zumutung – erst recht in harten Wintern oder in Kriegswirren, wenn sie erschöpft vor verschlossenen Stadttoren standen. Trotz des Widerstands aus Olpe, der sogar den päpstlichen Nuntius beschäftigte, ließen sich die Kleusheimer nicht beirren. Am 28. Mai 1715 wurde ihrem Wunsch schließlich entsprochen. Die Errichtungsurkunde zur eigenen Pfarrei markierte den Beginn einer neuen Ära. Um diese Unabhängigkeit gebührend zu besiegeln, forderten die Gläubigen ihren „Großen Ümmegang“ – eine Prozession, die fortan die Grenzen ihres Kirchspiels umschließen sollte.

Der große Ümmegang an den Grenzen des Glaubens

Dieser ursprüngliche Umgang war ein gewaltiges Unterfangen. Von Sonnenaufgang bis in den späten Nachmittag zog die Gemeinde über Täler und markante Höhenzüge, vorbei am 588 Meter hohen Engelsberg, dem Heilsberg. Der Weg war nicht nur mühsam, sondern in den Grenzregionen zwischen Nassau-Siegen und Kurköln auch politisch brisant. Da die Strecke teils an Konfessionsgrenzen entlangführte, wurde die Prozession zum Schutz von bewaffneten Schützen begleitet – ein Umstand, der 1767 zur Gründung der ersten Kleusheimer Schützenbruderschaft führte.

Anderthalb Jahrhunderte lang blieb diese Form des Umgangs unangetastet. Sie prägte sogar den lokalen Humor: Während man in Rehringhausen zur Kaffeepause einkehrte, servierten die Kleusheimer traditionell dicken Reis – was ihnen bis heute den liebevollen Spitznamen „Kleismer Brieköpfe“ einbrachte.

Unterwegs im Wandel

Im Jahr 1868 erfuhr die Prozession unter Pfarrer Carl Korte eine Reform. Die ursprüngliche Mammutstrecke wurde durch wechselnde Routen nach Rehringhausen und Altenkleusheim ersetzt – eine Struktur, die im Wesentlichen bis heute erhalten geblieben ist. Bemerkenswert ist auch die Kontinuität: Weder die kirchenfeindliche Politik des Kulturkampfes unter Bismarck noch die Schreckensherrschaft der Nationalsozialisten konnte die Prozession gänzlich zum Erliegen bringen. Selbst als der Umgang in den letzten Kriegsjahren auf das direkte Umfeld der Kirche begrenzt werden musste, blieb der Wille der Menschen, ihr Gelübde zu erfüllen, ungebrochen.



Foto: Angale Berghoff

Mit dem Himmel durch Wiesen und Felder

Zum 250-jährigen Bestehen 1967 wurde erstmals groß gefeiert, rund 1.500 Menschen nahmen teil. Auch das 300-jährige Jubiläum wurde festlich begangen. Zahlreiche Vereine und Institutionen der drei Dörfer tragen bis heute zur Gestaltung bei, darunter auch der Musikzug Neuenkleusheim, dessen Gründung selbst einer kuriosen Fügung während der Pfingstprozession zu verdanken ist: Als 1898 die Schreibershofener Kapelle ausblieb, entschied man auf Anregung von Pfarrer Franz Heuel kurzerhand, die musikalische Gestaltung künftig selbst in die Hand zu nehmen.

300 Jahre unterwegs mit Gott

Seit über 300 Jahren wandern die Menschen des Kirchspiels Kleusheim durch Flur und Feld – auch heute noch. Unter feierlichem Glockengeläut, begleitet von Blasmusik und dem Echo der Böllerschüsse, begehen sie ihren „Spaziergang mit Gott“. Sie tragen im wahrsten Sinne des Wortes den Himmel auf Erden und halten ihre Türen weit offen für Nachbarn und Freunde. In ehrendem Andenken an das Erbe ihrer Väter gestalten sie so gemeinsam die Gegenwart – ein lebendiger Weg, der die Zukunft verbindet.



Foto: Stadtarchiv Olpe

Auszug aus Altenkleusheim, 1928



© C.H. Beck

1887, tief im Sauerland. Eine junge Frau kommt den Weg hinauf ins Dorf Cobbenrode. Dort soll Anna Kalthoff die neue Lehrerin werden. Doch sie wird es nicht bleiben. Denn Anna widersetzt sich bald den Erwartungen des Ortes und den Regeln ihrer Zeit. Sie entscheidet selbst, was sie zu tun und zu lassen hat, wie sie leben und wen sie lieben will. Zwei Jahrhunderte später rekonstruiert der Urenkel Annas inspirierendes Leben und rettet so die Geschichte einer selbstbewussten Frau vor dem Vergessen. Sein Buch ist eine zauberhafte Annäherung an die Vorfahren, ohne deren Entscheidungen und Mut es uns nicht gäbe.

Einige Fotos, Poesiealben, Postkarten, ein Kaffeeservice, ein Verlobungsring: Viel mehr stand Henning Sußebach nicht zur Verfügung, als er sich auf die Spuren seiner Urgroßmutter Anna begab. Nach einem Jahr der Suche fügte sich ein Bild: Da hat eine scheinbar gewöhnliche Frau ein außergewöhnliches Leben geführt, gegen allerlei Widerstände. Anna nahm sich, was sie vom Leben wollte. Männer, Arbeit, Freiheit! Diesem Willen hat der Autor seine Existenz zu verdanken. Sein Buch ermuntert uns alle, nach den Annas zu suchen, die es in jeder Familiengeschichte gibt.

Titel Was von einem Leben bleibt – Die Geschichte meiner Urgroßmutter
Autor Henning Sußebach
Verlag C.H. Beck, 2025



© dtv-Verlag

Maëlle, die Finanzchefin eines Start-ups, hat keine Zeit für Träume. Doch ihr durchgetaktetes Leben wird jäh unterbrochen, als ihre beste Freundin sie um einen riesigen Gefallen bittet, eine Angelegenheit von Leben und Tod. Widerwillig nimmt Maëlle den Auftrag an. Die Reise führt sie nach Nepal, wo die Besteigung der Anna-purna zu einer wahren Initiation wird. Angeleitet durch einen spirituellen Mentor, gelingt es Maëlle, sich auf die Situation einzulassen und ihre Perspektive zu verändern. Sie findet einen neuen Zugang zu ihren eigenen Bedürfnissen und lernt, eine tiefe Verbindung zu der Welt herzustellen, in der sie sich wieder geerdet und mit sich selbst im Einklang fühlt. Und sie erkennt, worum ihre Freundin sie wirklich bat.

Titel Das Geheimnis des Augenblicks: Eine Erzählung über das Glück und den Ort, an dem nichts unmöglich ist
Autoren Maud Ankaoua
Verlag dtv, 2025



© Bonifatius Verlag

Kann man an den Urknall glauben und zugleich an Gott? In einer Zeit, in der die Naturwissenschaft immer tiefer in die Geheimnisse des Universums vordringt, wächst auch das Staunen über seine atemberaubende Komplexität. Und doch bleibt die zentrale Frage: Warum gibt es all das? Clemens Bittlinger und Prof. Dr. Andreas Burkert laden ein zu einer faszinierenden Reise durch den Kosmos, im Dialog von Glaube und Wissenschaft. Während Naturwissenschaftler berechnen, überprüfen und erklären, wie das Universum funktioniert, fragen Glaubende nach dem Warum und entdecken in der Ordnung die Handschrift des Schöpfers. Begleitet von beeindruckend schönen Weltraumfotos von Sternen und Galaxien begegnen sich zwei Perspektiven, die einander nicht ausschließen, sondern ergänzen: die forschende Neugier der Wissenschaft und das staunende Vertrauen des Glaubens. Je mehr beide voneinander lernen, desto größer wird das gemeinsame Staunen über das Rätsel der Schöpfung. Fundiert, zugänglich und inspirierend – für alle, die Zusammenhänge zwischen Wissenschaft und Glaube neu durchdenken und einfach staunen möchten.

Titel Urknall und Sternenstaub – Der Mensch zwischen Naturwissenschaft und Glaube
Autor Clemens Bittlinger und Prof. Dr. Andreas Burkert
Verlag Bonifatius Verlag, 2025

Jeder Mensch
hat eine

Anna

Kennen Sie Ihre?

Von Heinz Stachelscheid

Jeder Mensch hat vier Urgroßmütter – jeder: Die Mutter von Vaters Vater, die Mutter von Vaters Mutter, die Mutter von Mutters Vater und die Mutter von Mutters Mutter. Wer von Ihnen, liebe Leserinnen, liebe Leser, kennt alle vier Urgroßmütter mit Namen? Weißt, wo sie geboren wurden, wo und wie lange sie gelebt haben, wo sie gestorben und begraben sind? Vielleicht hieß eine von Ihren Urgroßmüttern mit Vornamen Anna, oder Anneliese, oder Änne. Bei mir jedenfalls ist das so, und die Wahrscheinlichkeit, dass es bei Ihnen auch so ist, ist ziemlich groß, wenn Ihre Urgroßmütter im katholischen Teil des Sauerlandes oder in einer anderen katholischen Region Deutschlands geboren wurden.

Anna, die Mutter Marias, die Oma Jesu, war und ist eine besonders hoch verehrte Heilige. Als ‚Anna Selbdritt‘ wurde sie vom Spätmittelalter bis in die Zeit des Barocks sehr häufig zusammen mit Maria und Jesus dargestellt.

Für Henning Sussebach, den Autor des Buches ‚Anna- oder: Was von einem Leben bleibt‘, stirbt jeder Mensch zweimal: Der erste Tod ist biologisch: Es ist der Tod, den wir meinen, wenn wir vom Sterben sprechen. An einem bestimmten Tag, zu einer festen Stunde, fehlt dem Herzen die Kraft für einen nächsten Schlag, versiegen die Hirnströme, stellt ein Arzt einen Totenschein aus...“.

Und genau in diesem Moment beginnt der zweite Tod: Er „vollzieht sich anfangs fast unmerklich. Beim Begräbnis reden noch alle über die verstorbene Person. Auch in den Wochen danach... ist sie in den Gedanken der Hinterbliebenen präsent ... Irgendwann aber besteht das Bild des verstorbenen Menschen nur noch aus Bruchstücken“: Der Mensch wird vergessen. Zumindest eine seiner Urgroßmütter diesem zweiten Tod zu entreißen, ist das Bestreben von Henning Sussebach.

Was dieses Buch für uns Menschen im Pastoralen Raum Olpe-Drolshagen so interessant macht, ist die Tatsache, dass sich das Leben seiner Urgroß-

mutter Anna größtenteils in Cobbenrode bei Eslohe, gerade mal drei Kilometer hinter der Grenze des Kreises Olpe, abgespielt hat. Ganz ähnlich muss es vor 140 Jahren auch bei uns zugegangen sein. Der Gasthof zur Post, vor dem sie, die 20-jährige Dorfschullehrerin aus der Soester Börde, an einem kalten Vorfrühlingstag 1887 aus der Kutsche steigt, er steht auch heute noch an der Olper Straße, der B55, in Cobbenrode.

Ausgesprochen einfühlsam und detailreich beschreibt Sussebach das Leben Annas im Dorf und bettet die alltäglichen Ereignisse, aber auch die schweren Schicksalsschläge und persönlichen Katastrophen, die sie ereilen, in das große Weltgeschehen ein. Trotz der wenigen Fotos und schriftlichen Quellen, die Sussebach bei seinen Recherchen zu Rate ziehen kann, gelingt es ihm, uns mitzunehmen in die Zeit des wirtschaftlichen Aufbruchs im Sauerland, des Baus der Eisenbahn, der Einführung der Telegraphie und des elektrischen Lichts, aber auch die der Katastrophe des Ersten Weltkriegs. Dabei stellt er vor allem den starken Charakter seiner Urgroßmutter heraus, die sich als junge Witwe über alle Konventionen des – nicht zuletzt von der Kirche – streng reglementierten Lebens im Dorf hinwegsetzt und in zweiter Ehe den 19 Jahre jüngeren Dorfschullehrer heiratet.

„Anna – oder: Was von einem Leben bleibt“ ist ein wunderbares Buch, das ich in einer Nacht durchgelesen habe und das mich anregt, mich auf die Spurensuche nach meinen eigenen Urgroßmüttern zu begeben.



Unterwegs in der Welt!

Nach seiner Auferstehung traf sich Jesus noch einmal mit seinen Freundinnen und Freunden. Er hatte sie auf einen Berg in Galiläa eingeladen.

Die Freunde kamen zu ihm. Als sie Jesus sahen, freuten sie sich sehr. Einige waren noch unsicher und fragten sich, ob sie wirklich richtig sahen.

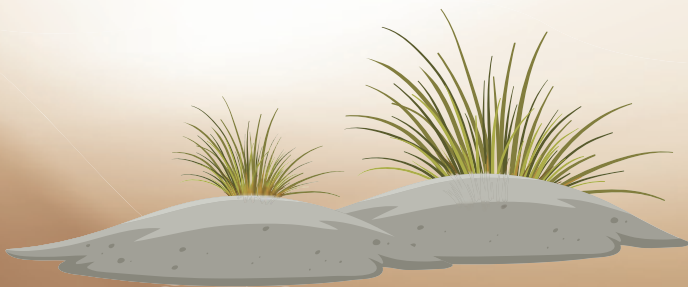
Da trat Jesus zu ihnen und sprach mit ihnen: „Geht hinaus in die Welt. Geht zu den Menschen in allen Ländern. Erzählt ihnen von mir. Sagt ihnen: Gott liebt die Menschen. Bei Gott können sie geborgen sein.“

Zum Schluss machte Jesus seinen Freunden Mut. Er sagte: „Habt keine Angst. Ihr seid nicht allein. Ich bin bei euch. Jeden Tag. Bis ans Ende der Welt.“

Und auf dieses Versprechen konnten sich seine Freunde verlassen.
(Mt 28, 16-20)

Wenn du das Bild ausgemalt hast, kannst du es uns gerne schicken! Wir freuen uns!

buero@pr-olpe-drolshagen.de





Im Fluss des Lebens

Von Liebe und Vertrauen getragen

Von Anke Koch

Ein Film, ein Abend, eine Spaghettisoße – und plötzlich merkt man, wie Bewegung im Inneren entsteht. Bewegung, die trägt, verbindet und weiterwirkt.

„Geschafft!“ – wieder ein Tag, an dem viel los war. Arbeit, Alltagsorganisation, Hausaufgaben, Einkäufe, Hobbies der Kinder, Kochen ... Dann reicht's. Ich sitze abends auf der Couch und komme von 100 runter auf 0. Mein Kopf ist müde, aber der Tag innerlich noch nicht abgeschlossen. Nochmal an den Schreibtisch für die Schule? Dafür reicht die Konzentration nicht mehr. Zum Schlafen ist es aber noch zu früh. Also zappe ich mich durch Netflix und Co. – und bleibe bei einem Film hängen. „Nonnas“ heißt er. Ich liebe italienisches Temperament!

Ein inneres Echo

Popcorn-Kino, nichts Spektakuläres. Eine Geschichte, die dahinplätschert. Vielleicht sogar etwas kitschig. Ein Film, von dem man denkt, man schaltet danach aus und fällt müde ins Bett. Aber dieser Film war anders. Er hat – völlig unerwartet – etwas in mir bewegt, das lange still war, ein tiefes Gefühl von Dasein: Wärme, Güte, Freude, Hingabe und Liebe.

Der Film zeigt einen Mann, der seine Großmutter (Nonna) verliert, an die er sich vor allem als warmherzige, immer götig lächelnde Köchin erinnert. Der Duft frischer Zutaten, das Probieren angesetzter Gerichte, die Zeit mit ihr in der Küche, das Zuschauen beim Kochen – Familie. Die Versuche, genau den unverwechselbaren Geschmack ihrer Gerichte zu treffen, scheitern

mehrmals. Dann kommt ihm eine Idee: Er eröffnet ein Restaurant mit „Nonnas“ als Köchinnen, die regionale italienische Rezepte mit ihrer ganz speziellen Geheimzutat kochen und nach vielen Auf's und Abs wird allen klar, dass das Restaurant mehr ist als nur ein Ort zum Sattwerden. Es ist ein Ort, an dem man zusammenkommt, um zu sein, um gesehen und angenommen zu werden. Ein Ort, wo Familie zwischen den Menschen entsteht, die da sind.

Vertrauen ins Leben

Vielleicht ist das der Punkt, an dem für mich Glaube beginnt.

Glaube als Vertrauen, dass mein Leben

getragen ist, auch dort, wo ich es selbst nicht festhalten kann. Ich habe früh erfahren, dass das Leben Brüche kennt. In

einem Alter, in dem ich eigentlich viel zu klein war, einen solchen Bruch zu verstehen. Da war einmal das selbstverständliche Vertrauen, gehalten und beruhigt zu werden, einfach da sein dürfen. Es gab eine Zeit lang in mir eine stille Trauer um das, was früh anders war, als es hätte sein können. Und zugleich eine tiefe Dankbarkeit für Menschen und Gemeinschaften, die später geblieben

sind und Verantwortung für mich und mit mir übernommen haben, als ich es noch nicht alleine konnte. Beides, das, was war, und das, was nicht war, gehört zu mir und hat mich bis heute und für das, was noch bevorsteht, geformt. Vielleicht ist das der Glaube, der mich trägt und mein Antrieb ist: Dass ich mich bewegen und entwickeln darf, ohne mich zu verlieren. Dass Gott größer ist als meine Brüche und Lücken im Leben und näher als meine Zweifel. Diese Bewegung bedeutet nicht, das Vergangene hinter sich zu lassen, sondern es mitzunehmen. Glauben ist kein Stillstand und kein Ankommen, sondern ein

Gehaltensein auf dem Weg,

ein Fließen und Weitergehen. Er ist etwas, das mich daran erinnert, dass Leben immer in Bewegung ist, selbst wenn es äußerlich ruhig wirkt.

Heute kann ich rückblickend sagen: Dieser

Glaube und dieses Vertrauen waren und sind ein

(unbewusster) Raum. Vielleicht meldet sich deshalb in mir manchmal diese Sehnsucht nach Ganzheit und Unbedarftheit als innere Gewissheit: Da gibt es etwas in mir, das nicht verloren gehen kann. Mein Vertrauen in das Leben und mein Glaube an das Gute. Und dieses Gute bewegt sich – in mir, durch mich, durch alles, was ich tue.

Hier wird etwas weitergetragen – von Hand zu Hand und Herz zu Herz

... plötzlich merkt man, wie Bewegung im Inneren entsteht.



Hingabe in das Jetzt

Als der Film zu Ende war und ich – zugeben – auch eine Träne verdrückt habe, stand plötzlich diese Gegenwart im Raum, ganz klar und ruhig: Ich möchte mit meinen Kindern mehr von diesem echten Leben leben. Ohne Alltagsorganisation und Zeitdruck und Terminfenster und To-Do-Liste. Ich möchte Erinnerungen schaffen an Freude und Unbedarftheit und Leichtigkeit.

Also kochen wir am nächsten Tag. Tomatensoße und Käsesoße – natürlich mit Spaghetti – und Minestrone. Ich liebe Italienisch! Die Kinder schnip-peln und riechen und probieren und kleckern und vor allem – sie lachen. Es macht ihnen Freude. Und zack: Da ist er, unser Raum! Bewegt-Sein geschieht nicht nur in mir, sondern geht weiter – von Hand zu Hand, von Herz zu Herz.

*Mama,
das ist jetzt
unsere Soße,
oder?*

„Mama, das ist jetzt unsere Soße, oder?“ – Ja, das ist sie. Und sie wurde mit unseren Geheimzutaten gewürzt: Liebe und Freude. Hier entsteht für mich etwas Entscheidendes: Die Kinder handeln, sie werden gesehen und sind beteiligt. Sie erfahren sich als wirksamen Teil der Familie. Vielleicht ist das auch Glaube im Alltag: Dem Leben zuzutrauen, dass es durch Beziehung in Bewegung bleibt. Dass Gott nicht neben dem Leben steht, sondern mitten darin.

Das Kochen wird bei uns zu einem Ort, an dem Zeit weich wird. An dem nichts optimiert werden muss und an dem Fehler erlaubt sind. Hier geht es nicht um Perfektion. Es geht darum, dass Nähe entsteht, ohne dass sie benannt werden muss. Die Augen der Kinder sind angefüllt mit Freude und Neugier und ich spüre: Hier wird etwas

weitergetragen – eine Bewegung, die nicht abreißt, sondern sich entfaltet, wächst und verbindet.

Liebe, die bleibt

Ich weiß, dass die Jahre ins Land ziehen, dass nichts stillsteht. Und ich weiß: In diesen Momenten, in denen ich bei meinen Kindern bin und meine Kinder bei mir sind, entsteht etwas Tragendes. Ich kann ihnen jeden Tag eine neue Gegenwart schenken. Einen bewussten Moment, der sie hält. Einen Augenblick, an den sie sich erinnern können.

Vielleicht werden sie irgendwann, wenn sie groß sind, an so einen Moment zurückdenken und lächeln. Und vielleicht bewegt sich dann dieser Gedanke von damals durch die Erinnerung wieder bis in ihre Gegenwart. Und dann wird es da sein: Das Gefühl, geliebt zu sein. Getragen. Gehalten. Genau so soll es sein!

Deip imme Biärge...

Wegekreuze, Gedenksteine und Bildstöcke begegnen uns vielerorts in unserem Pastoralen Raum. Sie stehen dort, scheinbar selbstverständlich, und sind doch mehr als bloße Wegmarken für Wandernde: kleine Orte des Innehaltens, Zeugen des Glaubens, Zeichen einer Haltung, die das Leben deutet und trägt.

„Deip imme Biärge en Krüze stäiht. Wourümme, sou recht kein äinziger wäit...“


Tief im Wald steht ein Kreuz. Warum, das weiß keiner so richtig.“

Heinz Stachelscheid hat sich auf den Weg gemacht

So beginnt ein Gedicht des aus Essinghausen bei Drolshagen stammenden Heimatdichters Heinrich Schürholz (1914–1944), in dem er ein verlassenes Holzkreuz im Wald beschreibt. Heinrich Schürholz oder ‚Adames Heini‘, wie er in seinem Dorf genannt wurde, war ein leidenschaftlicher Wanderer, ein begeisterter Naturbeobachter und ein großer Liebhaber seiner sauerländischen Heimat, die er während seines kurzen Lebens, das im II. Weltkrieg ein jähes Ende fand, in zahlreichen Gedichten gefühlvoll beschrieben hat. In besagtem Gedicht erzählt er von einem Kreuz, „verwittert, verwassen, schäif un olt“, dessen Entstehungsgeschichte unbekannt ist und um das sich niemand zu kümmern scheint.

Begegnungen

Auch ich wandere gerne – stets begleitet von Capri, unserer kleinen Hündin – durch die heimischen Wälder und Felder und stoße dabei immer wieder auf Kreuze, Gedenksteine und Bildstöcke am Wegesrand. Es gibt in unserem Pastoralverbund tatsächlich kaum einen Wanderweg, an dem sich kein solcher ‚Mini-Seelenort‘ findet. Sie stehen für Dankbarkeit, Mahnung, Unglück oder sogar Verbrechen. In ihnen spiegelt sich die starke Verankerung der Menschen des kurkölnischen Sauerlandes im christlichen Glauben und in der katholischen Kirche. Vermutlich kann auch von uns jede und jeder aus dem Stehgreif fünf oder mehr christliche Symbole im Straßen- oder Landschaftsbild des Heimatortes aufzählen. Oft sind sie für



Rette deine Seele

Das „Weiße Kreuz“ an der Wegespinne Alte Landstraße

unser Empfinden so selbstverständlich, dass sie quasi mit dem Hintergrund verschmelzen. Zu Unrecht, denn ihre Stifterinnen und Stifter haben jedes von ihnen doch einst aus gutem Grund errichten lassen. Was uns heute bei-läufig erscheint, war einst ein bewusst gesetztes Zeichen – ein Halt im Gehen, ein Innehalten im Leben. Exemplarisch möchte ich stellvertretend einige dieser Wegemarken vorstellen.

Spuren in der Alsmicke

So erinnert ‚deip imme Biärge‘ im stillen Tal der Alsmicke, die unterhalb des alten Einzelhofs der Familie Theile in Fahrenschotten entspringt und bei Kirchesohl in den Biggesees mündet, seit fast 100 Jahren ein gusseisernes Kreuz an die Ermordung der kleinen Regina Gräwe. „Am 18. November 1926 ist hier die zehn Jahre alte Regina Gräwe aus Frenkhauserhöh durch ruchlose Mörderhand gestorben“, steht auf dem Emaille-Schild. Das Kreuz wurde vermutlich in der jahrhundertalten Sayner Hütte in Bendorf bei Neuwied gegossen, jedenfalls ist dieses Modell in einem Produktkatalog des Eisenwerks von 1840 aufgeführt. Verankert in einem Sandsteinsockel hat es die Jahrzehnte überdauert, war in den achtziger Jahren stark verrostet, wurde aber von engagierten Frenkhauser Bürgern, darunter Hugo Becker, restauriert und wird inzwischen von den Mitgliedern des St. Franziskus-Xaverius Schützenvereins gepflegt. Der gewaltsame, niemals aufgeklärte Tod des Mädchens erschütterte damals die Menschen im Drolshagener und Olper Land zutiefst und beschäftigte jahrelang die Presse. Wer das Kreuz aufstellen ließ, ist nicht mehr bekannt, aber die Vermutung liegt nahe, dass es die Familie Gräwe selbst war.

Mit Christus wieder aufwärts

Bekannt ist dagegen die Person, die das „Kölner Kreuz“, ein hohes, dunkelbraun gestrichenes Holzkreuz an der Weggabelung am Bremerhaufen oberhalb von Essinghausen aufstellen ließ. Es war Peter Nessler, ein Familienvater aus Köln, dessen Frau und Kinder ab 1943 bis zum



Im stillen Tal der Alsmicke erinnerte ein gusseisernes Kreuz an die zehn Jahre alte Regina Gräwe

Ende des Krieges im Haus des Landbürgermeisters Leo ‚Schriawen‘ Schürholz in Essinghausen wohnte, nachdem das Haus der Familie bei den schweren Bombenangriffen auf Köln zerstört worden war. Aus Dankbarkeit dafür, dass die Familie den Krieg unversehrt überlebt hatte, ließ Peter Nessler ‚deip imme Biärge‘ das hohe Kreuz anfertigen und am unteren Ende mit dem Kölner Stadtwappen versehen. „Mit Christus wieder aufwärts“, kündigt die Inschrift auf dem Querbalken vom starken Wiederaufbauwillen der Menschen nach der Katastrophe des Krieges. Jedes Jahr im Juli führt der Sendschotter Umgang hier entlang. Der Kontakt der Familie Nessler zu den gastfreundlichen Essinghausern hat, genau wie das stets gepflegte Kreuz, viele Jahrzehnte überdauert.

Zwischen Lärm und Stille

Einen ‚Dreiklang‘ aus Bildstock, Wegekreuz und Kapelle erlebt, wer auf dem Höhenrücken zwischen Rüblinghausen beziehungsweise Sassmicke im Olper Teil und dem Brachtpetal im Drolshagener Teil unseres Pastoralen Raumes wandert. Am oberen Ende des Schettmicketals, unweit der lärmenden Sauerlandlinie, die in 300 Metern Entfernung dem Autobahnkreuz Olpe-Süd zustrebt, steht ‚deip imme Biärge‘ eine verkleinerte Nachbildung der Lourdes-Grotte und darin eine Marienstatue. Eine Bank lädt zum Verweilen und zum Beten ein. Gedenktafeln und frische Blumen vor der Muttergottes verschönern das Bild und zeugen von der bis heute anhalten-

den Frömmigkeit der Rüblinghauser Bevölkerung. Ursprünglich stand an dieser Stelle ein Bildstock aus Holz, der im Jahre 1949 von sieben ‚Jungmännern‘ aus Rüblinghausen errichtet wurde. Als das Holzkapellchen zu verwittern begann, wurde es 1956 durch die kleine Grotte aus Bruchsteinen ersetzt, deren Erbauer sich wiederum die wesentlich größere Lourdes-Grotte in Altenkleusheim zum Vorbild nahmen. Was diesen Ort so besonders macht, ist der nahegelegene, eingezäunte Teich und das kleine, von einem Wasserrad getriebene Schlagwerk, das zwei Glöckchen Tag und Nacht zum Klingen bringt, die schon von Weitem zu hören sind.



Das Kölner Kreuz bei Essinghausen

Rette deine Seele

Geht man nun auf dem Höhenweg (SGV Hauptwanderstrecke X22), einem uralten Fernweg, Richtung Südwesten weiter und biegt nach einem Kilometer oberhalb des Weilers Fohrt nach rechts ab, gelangt man zum „Weißen Kreuz“, einem Holzkreuz, das der aus amerikanischer Gefangenschaft unversehrt zurück gekehrte Aloys Häner († 2019) zusammen mit seinem Vater August hier ‚deipimme Biärge‘, aus Dankbarkeit errichtet hat. Auch hier befindet sich heute in der Nähe eine Ruhebänk. Ein mit Kupferblech beschlagenes Dach schützt das Kreuz vor Verwitterung. „Rette Deine Seele“, lautet der Balkenspruch, der auch auf vielen Missionskreuzen neben unseren Kirchen und Kapellen zu lesen ist.

Bemerkenswert an diesem Kreuz ist die Tatsache, dass sowohl Bürger aus Rüblinghausen und Sassmicke als auch aus dem Brachtpetal sich um die Pflege und den Erhalt kümmern. Nachdem es 2002 bereits einmal von Axel Stracke ersetzt worden war, ergriffen im Jahre 2019 die beiden Sassmicker Jürgen Häner und Uwe Knipp die Initiative und ließen es durch den Berlinghauser Schreinermeister Andreas Wigger erneuern. Vom Malergesellen Dirk Schneider aus Sassmicke erhielt es einen leuchtend weißen Anstrich. Der Dachdeckermeister Klaus-Werner Vogel aus Dahl fertigte das Dach. Ihnen sowie

dem Spender des neuen Kreuzes, der anonym bleiben möchte, gebührt Dank und Anerkennung.

Aufstieg zur Bermicke

Nur 300 Meter unterhalb des Weißen Kreuzes steht mit der Marienkapelle in der Bermicke ein weiteres Kleinod unseres Pastoralen Raumes. Auf einem soliden Bruchsteinsockel erhebt sich das leuchtend gelbe Gebäude, das etwa vier Personen Platz bietet. Eine Muttergottesstatue steht, geschützt durch ein schmiedeeisernes Gitterwerk, auf einem Sockel, davor ein vielarmiger Kerzenständer, auf dem bei meinem Besuch am Ostermontag zahlreiche Teelichter brannten. Auch der Bau dieser Kapelle geht auf die Familie Häner aus Fohrt zurück. Jedes Jahr zum Fest Mariä Geburt zieht eine Prozession von der St. Agathakapelle in Brachtpe zur Bermicke hinauf. Im Jahre 2005 stellte die Familie Ackerschott aus Fohrt entlang des Weges, der von der Brachtpetalstraße zur Kapelle führt, 14 Kreuzwegstationen auf. Die Idee hierzu kam Siegbert Ackerschott während eines Besuchs im Kloster Sankt Ulrich am Pillersee in Österreich. Eine Tiroler Kunstmalerin fertigte die Tafeln

im alpenländischen Stil, eine Firma in Wildbergerhütte die ansprechenden Stehlen. An jedem Karfreitag gehen die Fohrter und Brachtper in Eigeninitiative diesen Kreuzweg.

Etwas geht mit

„Die sauerländische Art und Kultur ist in ihrer Gesamtheit nicht zu verstehen ohne die schöpferische Kraft religiösen Empfindens“, betonte der Gründer des Sauerländer Heimatbundes und Priester Franz Hoffmeister (1882-1969) im Jahre 1921.

Der gute Pflegezustand unserer Wegkreuze, Kreuzwege, Bildstöcke und Kapellchen zeigen uns, dass es hier bei uns und auch heute noch, in dieser turbulenten und kirchenkritischen Zeit, engagierte Christen gibt, die diese Feststellung bekräftigen und fortführen. Doch diese Orte wollen mehr sein als gepflegte Relikte. Sie laden ein, sich auf den Weg zu machen – Schritt für Schritt durch die Landschaft, aber auch durch das eigene Leben. Wer an ihnen vorbeigeht, bleibt vielleicht einen Moment stehen. Und wer stehen bleibt, spürt in sich eine leise Bewegung. So werden aus Wegmarken Wegbegleiter – damals wie heute. Man geht weiter. Und etwas geht mit!



Glaubensorte in unserem Pastoralen Raum
www.pr-olpe-drolshagen.de/glaubensorte



Die kleine Marienkapelle in der Bermicke

(Gottes) Liebe geht durch den Magen

Lammfleisch trägt seit Jahrhunderten eine tiefe Symbolik. Schon im jüdischen Passahfest wurde das Lamm zum Zeichen für Schutz, Rettung und Neubeginn:

Es erinnert an die Flucht aus Ägypten und daran, dass jeder Anfang Mut und Gemeinschaft braucht. Das Essen selbst war bewusst einfach – ein Mahl voller Sinn, nicht voller Prunk. Später griff das Christentum dieses Bild auf: Das Lamm steht für Hingabe, Unschuld und Opferbereitschaft. Es wird zum Symbol für stille Stärke, Vertrauen und das Miteinander.

Dieses Lammgericht verbindet diese Geschichte mit unserem Alltag: schlicht, würdevoll und perfekt, um besondere Momente zu feiern.

Agnello al Forno con Erbe di Nonna

Das Gericht, das Geschichten erzählt

Zutaten (für 3-4 Personen)

- 1–1,2 kg Lammkeule oder Lammschulter
- 4 Knoblauchzehen
- 2–3 Zweige Rosmarin
- 1 Bund Salbei
- 1 Zweig Thymian
- Abrieb 1 Bio-Zitrone
- 1 TL Fenchelsamen (optional)
- Grobes Meersalz, schwarzer Pfeffer
- 4–5 EL Olivenöl
- 150 ml trockener Weißwein
- Optional: ein paar kleine Kartoffeln im Bräter mit garen

Zubereitung

Kräutermarinade

Rosmarin, Salbei, Thymian, Knoblauch fein hacken.

Mischen mit

- Zitronenabrieb
- Fenchelsamen (angedrückt)
- Salz, Pfeffer
- Olivenöl

Lamm großzügig mit der Kräuterpaste einreiben, wenn möglich 2–12 Stunden marinieren (im Kühlschrank). Vor dem Backen 30 Minuten Zimmertemperatur annehmen lassen.

Ab in den Ofen

Ofen auf 170 °C Umluft vorheizen. Lamm in Bräter legen, mit Weißwein angießen. Ggf. Kartoffeln drumherum legen. Ca. 90 Minuten (je nach Größe) garen, zwischendurch mit Bratensaft übergießen. Am Ende offen zehn Minuten bräunen.

Servieren

Fleisch grob zerteilen, Bratensaft übergießen. Dazu: Brot, Kartoffeln, etwas Zitronensaft über das Fleisch. Ein grüner Salat mit Olivenöl.



Schika – der kleine Begleiter auf unserem großen Weg

Manchmal sind es die leisen Dinge, die ein Leben in Bewegung bringen. In der Familie Habeb war es ein kleiner Hund, der half, anzukommen – nicht nur an einem Ort, sondern in einem neuen Leben.

Erzählt von Heba Habeb

Ein Weg über viele Stationen

Bevor wir in Hofolpe ankamen, lag ein langer Weg hinter uns. Wir sind Kopten aus Ägypten und mussten unsere Heimat verlassen. Unser erster Halt war Georgien – nicht, weil wir es uns ausgesucht hatten, sondern weil es die einzige Möglichkeit war. Von dort führte unser Weg schließlich weiter nach Deutschland, wo wir 2013 ankamen.

In Olpe lebten wir zunächst in der Flüchtlingsunterkunft im Lütringhauser Weg. Später erhielten wir durch die Unterstützung der Franziskanerinnen eine Wohnung im Kloster San Damiano. Dreieinhalb Jahre lang war dieser Ort unser Zuhause – ein geschützter Raum, in dem wir zur Ruhe kommen konnten. Heute leben wir in unserem eigenen Haus in Hofolpe. Dieser Schritt steht für Stabilität, für Ankommen und für die Möglichkeit, unser Leben zu gestalten.

Vom Wunsch zum Leben

Schon lange hatten sich unsere Kinder einen Hund gewünscht. In der Wohnung in Olpe war das nicht erlaubt, und so blieb dieser Wunsch unerfüllt. Mit dem Umzug in unser eigenes Haus änderte sich das. Nach einigen Monaten wurde aus dem Wunsch Realität: Wir adoptierten Schika. Von Anfang an war er mehr als ein Haustier. Er brachte Freude in unseren Alltag – und sollte bald auch unser Verhältnis zur Umgebung verändern.

Hofolpe war für uns zunächst ein fremder Ort. Wir hatten anfangs kaum Kontakt zu den Menschen im Dorf – eigentlich nur die direkten Nachbarn rechts und links von uns. Begegnungen waren selten und meist kurz. Mit Schika begann sich das zu ändern: Tägliche Spaziergänge führten uns hinaus und hinein in Begegnungen. Anfangs waren es nur kurze freundliche Grüße, dann kleine Unterhaltungen über unseren Hund.

Eine Brücke zwischen Menschen

„Wie heißt er?“ „Wie alt ist er?“ – Solche einfachen Fragen wurden zu Türen. Schika machte es leicht, miteinander in Kontakt zu kommen. Menschen blieben stehen, fragten danach, seit wann wir hier wohnen, und auch unsere Kinder wurden ein-



Familie Habeb (v. links): Josef, Hund Schika, Michael, Heba und Justus

bezogen. Mit der Zeit wurden aus den flüchtigen Begegnungen vertraute Gesichter und die Begegnungen herzlicher. Schika wurde zu einer Brücke – zwischen uns und den anderen.

Wo Nähe Wurzeln schlägt

Ankommen bedeutet mehr, als einen Ort zu erreichen. Es bedeutet, sich sicher zu fühlen und dazuzugehören. Durch Schika haben wir begonnen, Hofolpe wirklich zu erleben. Mit jeder Begegnung wuchs ein Gefühl von Vertrautheit. Heute werden wir – und Schika – auf der Straße laut und freundlich begrüßt, und aus kurzen Gesprächen sind längere geworden, ein Zeichen dafür, dass wir angekommen sind.

Wenn wir zurückblicken, sehen wir viele Schritte: das Verlassen der Heimat, das Leben in verschiedenen Ländern, das Ankommen in Deutschland. Doch oft sind es die kleinen Dinge im Alltag, die Veränderung sichtbar machen. Schika ist da so etwas wie ein Aufhänger. Durch ihn werden die Bewegungen unseres Lebens greifbar – das Begegnen, das Wachsen als Familie, das Finden von Vertrauen.

Schika ist ein fester Teil unserer Familie – und ein Symbol für unseren Weg. Er steht für das, was möglich wird, wenn man ankommt: für Begegnung, Gemeinschaft und Offenheit. Er hat uns geholfen, aus einem fremden Ort ein Zuhause zu machen. Schika bewegt uns – jeden Tag. Nicht nur auf unseren Spaziergängen, sondern in unserem Leben.

Sich aufmachen zum Lobe Gottes

Jeden Morgen macht sich ein Mann auf den Weg zur Kapelle. Was für viele nur ein kurzer Gang ist, wird für ihn zu einem bewussten Aufbruch – eine Bewegung, die Körper, Geist und Herz zugleich in Gang setzt. In seinem Weg zeigt sich, wie das Lobe Gottes nicht nur ein Wort, sondern ein Erlebnis wird: im Singen, im Gebet und in der Verbindung zu denen, die vor uns geglaubt haben. Der folgende Text nimmt uns mit auf diese tägliche Reise, auf der das Aufmachen selbst zum Ausdruck des Glaubens wird.

Erzählt von Eckhart Oltmanns

Morgens kurz nach sieben Uhr verlasse ich meine Wohnung und mache mich auf den Weg. Mein Ziel ist die kleine Hauskapelle bei den franziskanischen Schwestern vom Konvent San Damiano – ‚Auf der Mauer‘ heißt die Straße im Zentrum von Olpe. Erfrischend wirkt die Kühle des Morgens, schön der Gesang der Vögel. Das Morgengebet, zu dem ich gehe, hat den lateinischen Namen Laudes, was so viel bedeutet wie Lobgesänge. Das Thema der Gebete: Gott zu loben, mit vielen Stimmen, wie die Vögel es uns vormachen.

Das Lob Gottes kommt am Morgen nicht automatisch von den Lippen, es ist auch für uns Christen nicht so selbstverständlich, immer wieder darauf zurückzukommen. Man muss sich erinnern an das Gute, was wir empfangen und weiter jeden Tag von Gott bekommen: unser Leben mit all seinen Möglichkeiten und Überraschungen.

Und was dabei hilft: Man muss sich nicht das Lob Gottes selbst erfinden, wir teilen es mit den Geschwistern im Glauben, wir stützen uns gegen-

seitig und empfangen Kraft durch die Gemeinschaft. Die alten Texte der Psalmen verbinden uns mit dem Volk Israel, wie auch alle Texte der Bibel mit denen, die vor uns gelebt und geglaubt haben, unsere Eltern und Großeltern. Wir sind nicht allein vor Gott.

In einem anderen Kloster habe ich es erlebt, dass beim Morgengebet die Texte wechselweise nur gesprochen werden. Das ist mir zu wenig. Es fehlte mir das Singen. Auch wenn die Melodien sehr einfach sind, das Singen trägt das Beten in ganz besonderer Weise. „Wer singt, betet doppelt“, hat Augustinus, der große Lehrer der Kirchen, einmal gesagt. Das Singen setzt uns in Bewegung und wir teilen diese mit den anderen.

Oft beten wir den Gesang der Jünglinge im Feuerofen aus dem Buch Daniel im Alten Testament: eine Aufforderung an die ganze Schöpfung, in das Lob Gottes einzustimmen. Auch die unangenehmen Dinge sollen sich zum Lobe Gottes verwandeln. Schnee, Hagel und Stürme werden genannt. Und auch an die politischen Katastrophen, die uns bedrücken, können wir dabei denken. In der scheinbar aussichtslosen Finsternis kann Gottes befreiende Gnade deutlich werden. Wir können darum bitten.

Das ist es wert, sich immer wieder aufzumachen!



Eckhart Oltmanns



Das Singen trägt das Beten in ganz besonderer Weise – wer singt, betet doppelt.

Von der **Schule** ins **Kloster**

Bewegung beginnt manchmal nicht mit einem Schritt, sondern mit einer Frage. Was passiert hinter den Mauern eines Klosters? Wie leben Menschen, die für sich bewusst ein Leben im Glauben und in Gemeinschaft gewählt haben?

Um diesen Fragen nachzugehen, besuchten die sechsten Klassen der St. Franziskus-Schule Olpe das Mutterhaus auf dem Kimicker Berg – ein Ort, der von außen betrachtet vor allem Ruhe ausstrahlt. Doch schon bald zeigte sich: Hinter den stillen Mauern verbirgt sich eine eigene Form von Bewegung. Keine hastige, laute, sondern eine, die vom Rhythmus des Tages, von Ritualen, Gesprächen und Überzeugungen geprägt ist. Am Ende wurde deutlich: Bewegung bedeutet auch, neue Perspektiven zu entdecken, ungewohnte Lebenswege kennenzulernen und innerlich selbst ein Stück weiterzuwachsen. Gerade darin lag die besondere Erfahrung dieses Ausflugs.

Nachdem wir im Mutterhaus angekommen waren, ging es zum Morgengebet in die Mutterhauskirche.

Danach starteten wir mit verschiedenen Aktivitäten:

Taukreuze töpfern, den Sonnengesang des Heiligen Franziskus gestalten und eine Hausführung. Dann haben wir uns alle im Speisesaal zum gemeinsamen Frühstück getroffen. Bei der Hausführung haben wir auch das Modell des Alten Mutterhauses angeschaut sowie die Hostienbäckerei, die ich mir so gar nicht vorgestellt habe. Spannend war auch die Runde über den Sonnengesang. Zuerst haben wir das Lied vom Heiligen Franziskus gehört. Dann haben wir mit Schwester Katharina Plexiglasscheibe mit den Motiven Feuer, Erde, Wind, Sonne oder Mond und Sterne bemalt. Ich hatte einen wirklich tollen und informationsreichen Tag und konnte einiges über das Leben einer Ordensfrau erfahren und mitnehmen.



Nick Walther



Hannes Domes

Wir haben viel über die Schwestern gelernt. Wir haben erfahren, was sie jeden

Tag machen und warum ihnen der Orden so wichtig ist, warum sie viel beten und warum sie sich dazu entschieden haben, im Kloster zu leben. Spannend fand ich besonders ihre Lebensweise und dass sie sich anders kleiden als wir. Was ich auch sehr angenehm fand, war, dass sich die Schwestern viel Zeit für unsere Fragen genommen haben. Ich fand, der Tag hatte eine andere Atmosphäre als in der Schule. Sehr viel Spaß hat mir das Herstellen der Taue aus Ton gemacht, aber auch das gemeinsame Essen. Das Zusammentreffen war sehr schön und wird mir lange im Gedächtnis bleiben.

Nele Martin



Ich habe gelernt, wie die Schwestern leben. Und ich fand die Führung durch das Mutterhaus spannend. Mir bleibt in Erinnerung, dass wir in der Kirche gebetet und auch zusammen gelacht haben. Außerdem waren die Schwestern supernett.

Talia Gökce



Ich habe im Mutterhaus gelernt, wieso sich die

Schwestern für ihr Leben im Kloster entschieden haben, wie das Mutterhaus von innen aussieht und gestaltet ist, wie alt das Mutterhaus ist und wann es renoviert wurde. Ich fand sehr nett, dass sich die Schwestern extra die Zeit genommen haben, uns alles zu zeigen. Ich fand auch sehr spannend, dass das Mutterhaus für über 100 Schwestern gebaut wurde. Das Gebäude ist so groß und hat sehr viele Räume, es ist auch sehr schön dekoriert und eingerichtet. Die Schwestern haben uns sämtliche Fragen beantwortet, beispielsweise, ob sie sich, auch wenn sie Urlaub haben, als Schwestern begrüßen, wenn sie sich entgegenkommen. Beim Frühstück setzten sie sich neben uns und fragten auch uns mehrere Fragen, zum Beispiel, ob wir uns so ein Leben auch vorstellen könnten.

Emily Schmidt



Ich fand den Besuch im Mutterhaus echt toll. Ich habe gelernt, wie die Schwestern sich den Tag vertreiben. Dazu fand ich es interessant, dass sie mehrmals am Tag beten. Spannend war auch die Rundführung durch das Haus. Etwas, was mir in Erinnerung bleibt, war, dass wir unser eigenes Tau machen durften. Aber generell bleibt mir alles im Gedächtnis. Man hat sich echt wohlfühlt. Danke für den schönen Tag!

Zwischen Gebet, Gemeinschaft und Alltag

Die Antworten von Schwester Katharina zeigen, wie ein Leben im Kloster heute aussieht – überraschend bodenständig, klar strukturiert und getragen von einem festen Glauben.

Tagesablauf im Kloster

Wir beginnen den Tag mit dem Gebet, essen gemeinsam, dann geht jede an ihre Arbeit, mittags ist es genauso und abends beten wir das Abendgebet oder feiern die Heilige Messe in der Mutterhauskirche. Nach dem Abendessen wird es dann ruhiger und leiser im Haus und die Komplet, das Nachtgebet, beendet den Tag. Hier im Mutterhaus sind die Gebetszeiten in der Anbetungskapelle wichtig, die wir in Stille beten und die Sorgen und Bitten der Leute vor Gott tragen, die sie uns per Mail schicken.

Warum wir beten

Wir beten viel, weil wir Gott loben und ehren möchten und ihn für größer halten als uns selbst.

Der Weg ins Kloster

Ich habe mich entschieden ins Kloster zu gehen, weil ich Franziskaner und Franziskanerinnen kennengelernt habe und gemerkt habe, dass es genau das ist, wie ich leben möchte und weil ich gespürt habe, dass ich Gott und den Menschen dienen will.

Leben nach franziskanischen Werten

Wir richten uns nach den Regeln und Worten, die von Franziskus stammen, obwohl er schon 800 Jahre tot ist. Manchmal bin ich verwundert, wie aktuell das ist.

Was bei uns auf den Tisch kommt

Unsere Mahlzeiten sind ganz normal, also mal Pizza mit Salat, Nudeln mit Pesto und mal Sonntagsbraten, morgens und abends Brot, und Butter und Marmelade und Käse. Die Zutaten sind aus der Region und wer möchte, kann auch vegetarisch oder vegan essen.

Ein großes Haus mit Geschichte

Der Grundstein für das Mutterhaus ist am 100. Gründungstag der Gemeinschaft, am 20. Juli 1963 gelegt worden. Im Oktober 1966 sind die Schwestern eingezogen. Anfang der 2020er Jahre ist es generalsaniert, energetisch modernisiert und veranstaltungstechnisch auf den neuesten Stand gebracht worden. Das Haus ist groß, aber der Bereich der Schwestern ist kleiner geworden und oft sind bei Kursen viele Leute im Haus. Manchmal ist man froh, wenn man allein sein kann und Einsamkeit gehört sogar im gemeinsamen Leben dazu.

Urlaub und Alltag als Schwester

Jede Schwester hat vier Wochen Urlaub im Jahr und eine Woche für Exerzitien. Ich bin auch im Urlaub eine Schwester und auch zu erkennen. Nur wenn ich wandern gehe oder schwimmen, habe ich zivile Kleidung an.

Warum wir uns Schwester nennen

Wir nennen uns ‚Schwester‘, weil wir uns als eine klösterliche Gemeinschaft, als geistliche Familie verstehen, die den Willen Gottes leben und in Geschwisterlichkeit miteinander umgehen will.



Sr. Katharina Hartleib

Spuren, die bleiben

Kunst ist immer ein Zeugnis ihrer Entstehungszeit und öffnet einen Raum für unsere Wahrnehmung. Sie hält uns dazu an, bewusst und achtsam mit der Vergangenheit, dem Hier und Jetzt und der Zukunft umzugehen.

Von Anke Koch

Kunst bewegt uns durch die Weltgeschichte. Sie kann Nachahmung, Bestandsaufnahme Ausdruck oder Kritik sein. Oft ist sie politisch – und so sind Arbeiten von William Kentridge. Animierte Kurzfilme, die aus Serien einzelner Kohlezeichnungen bestehen. Hier ist alles in Bewegung: Linien, Figuren, Landschaften, Körper. Und doch liegt über dieser Bewegung etwas Schweres. Beim Betrachten legen sich trotz der Dynamik und Lautstärke eine Langsamkeit und Stille nieder.

Zeichnen, Radieren, Überarbeiten

Kentridge, ein südafrikanischer Künstler der Gegenwart mit jüdischen Wurzeln, 1955 geboren in Johannesburg, wuchs zu einer Zeit der Spannungen und sozialen Ungerechtigkeit der Apartheid auf. Seine Eltern, die sich als Anwälte für die Opfer des Regimes und auch für Nelson Mandela stark machten, schufen unmittelbar bei ihm ein Bewusstsein für (Un-)Gerechtigkeit. Ein Bewusstsein, das stark an das biblische Ringen um Gerechtigkeit erinnert – ein Auftrag, der Glauben und Handeln miteinander verknüpft. Es geht um ein aktives und oft anstrengendes Bemühen darum, gerecht zu leben. Wer „hungert und dürstet“ nach Gerechtigkeit, bleibt nicht passiv, sondern setzt sich innerlich und praktisch dafür ein, richtig zu handeln, barmherzig zu sein und ungerechte Verhältnisse zu verändern – besonders dort, wo Menschen schwach gemacht oder unterdrückt werden. Gerechtigkeit ist dabei im biblischen Verständnis kein abstraktes Prinzip, sondern Ausdruck von Gottes Wesen selbst: So wie Gott ist, so soll auch menschliches Handeln von Fairness, Schutz der Schwachen und Verantwortung füreinander geprägt sein.

Kentridge entwickelte schon früh ein Gespür dafür, dass das Land unter den Folgen politischer Gewalt leidet und zeigt in seiner Kunst seine Wahrnehmung dieser Umstände: Er zeichnet mit Kohle, radiert sie, verändert, (über)zeichnet neu. Für seine Filme fotografiert er jeden Zustand. Das Radierte verschwindet nicht. Es bleibt sichtbar als Schatten, als Abdruck dessen, was einmal da war. Das ist die Stelle, die berührt, weil man weiß: So funktioniert Erinnerung. So funktioniert Leben. Wir gehen weiter, aber wir tragen mit. Als würde sich Geschichte nicht fortbewegen, sondern mitgezogen werden, denn alles hinterlässt Spuren. Auch unser eigenes Leben ist so vor Gott kein Neuanfang ohne Vorgeschichte, sondern ein Weg, auf dem Schuld, Versagen, aber auch Liebe und Hoffnung eingeschrieben bleiben.

Bewegte Geschichte

Diese Art zu arbeiten ist mehr als eine Technik – sie ist eine Haltung. Kentridge erzählt Geschichte nicht als Linie mit Anfang und Ende, sondern als Prozess, der sich immer wieder verschiebt. Geschichte wird bei ihm nicht abgeschlossen, sondern offen gehalten. Sie bleibt in Bewegung – und genau darin liegt ihre Zumutung. Vielleicht ist das auch eine zutiefst christliche Zumutung: dass Erlösung nicht bedeutet, Geschichte auszulöschen, sondern ihr standzuhalten.

Das Betrachten seiner Werke und Prozesse kann durchaus in emotionale Extreme versetzen, denn sie offenbart etwas und man erkennt etwas: Das Radieren erinnert daran, wie oft wir glauben, Vergangenes hinter uns lassen zu können. Wie verführerisch die Vorstellung ist, sauber neu anzufangen – und wie gefähr-

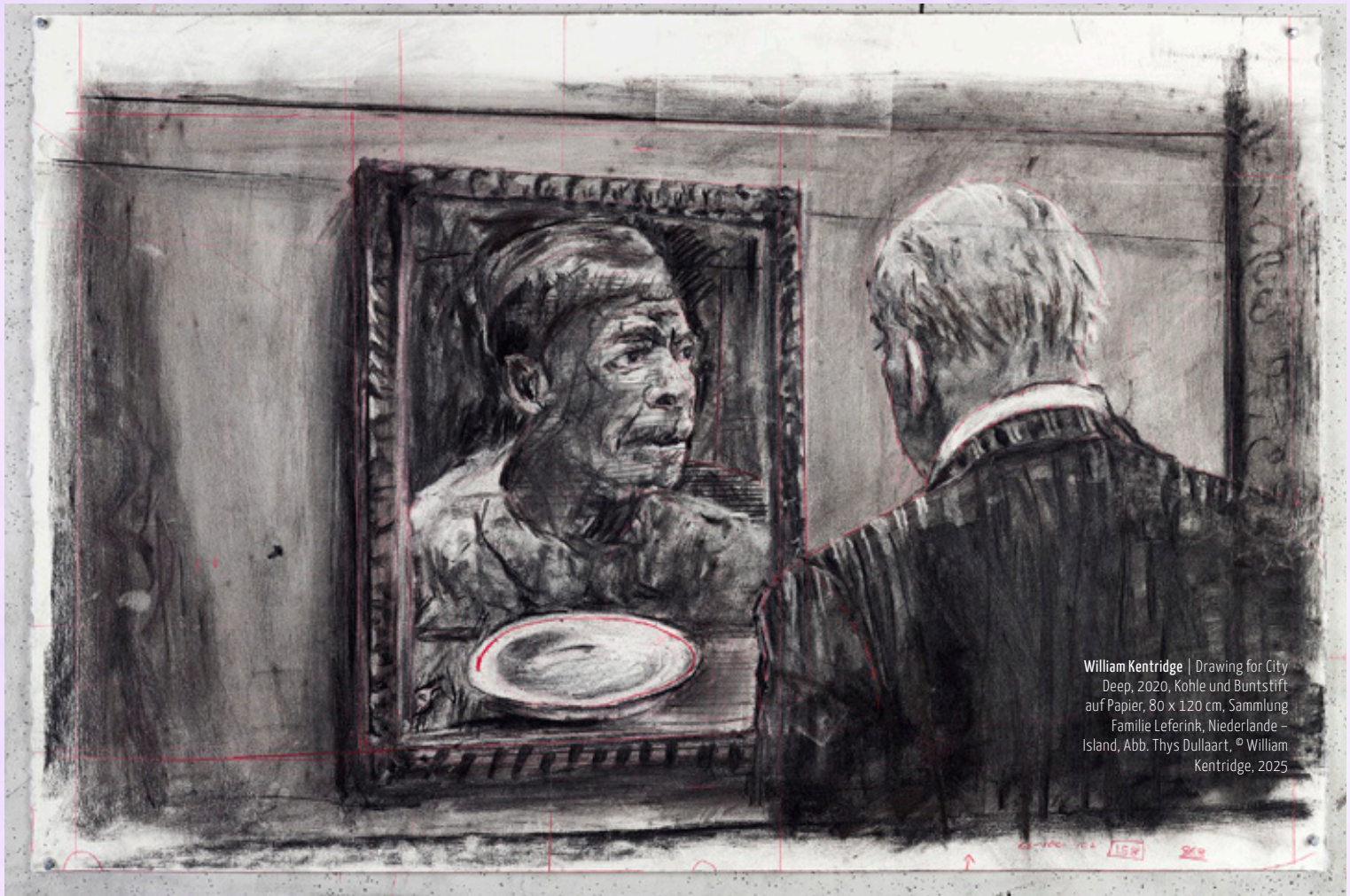
lich. Der Glaube kennt die Hoffnung auf Vergebung – aber er kennt ebenso die Wahrheit, dass Vergebung nicht ohne Erinnerung geschieht.

Denn draußen, jenseits der Studio- und Ausstellungsräume, wird gerade mit großer Entschlossenheit radiert. Geschichte wird umgeschrieben, relativiert, weichgezeichnet. Worte verlieren ihr Gewicht. Verantwortung wird verschoben. Wenn Donald Trump lügt, geschieht das nicht aus Versehen, sondern systematisch. Wahrheit wird zur Meinung erklärt und in ihrem Gewicht beschnitten. Erinnerung wird zur Zumutung. Was stört, wird aus dem Bild gedrängt. Gerade hier widerspricht der christliche Glaube entschieden: Wahrheit ist kein Besitz, den man formen kann, sondern eine Verpflichtung, der wir uns stellen müssen.

Erinnerungsräume

Auch hier, in Deutschland, ist diese Bewegung spürbar. Oder vielleicht eher: diese Gegenbewegung. Die Präsenz und Kraft der AfD wirkt wie ein ständiger Versuch, Geschichte heraufzubeschwören und abzuschleifen. Der Antisemitismus wird relativiert, sprachlich verschoben, emotional entkernt. Man spricht von „Erinnerungskultur“ in einem Ton, als wäre sie eine lästige Pflicht. Als könne man einen Schlussstrich ziehen unter etwas, das nie abgeschlossen war.

Wenn man Kentridges Arbeiten sieht, wird klar, warum das so beunruhigt: Seine Bilder lassen genau das nicht zu. Sie verweigern den glatten Strich. Sie zeigen, dass Radieren nie neutral ist. Dass jede Auslöschung eine Entscheidung ist. Und dass das, was wir nicht (mehr) sehen wollen, trotzdem da war und ist und weiter-



William Kentridge | Drawing for City Deep, 2020, Kohle und Buntstift auf Papier, 80 x 120 cm, Sammlung Familie Leferink, Niederlande – Island, Abb. Thys Dullaart, © William Kentridge, 2025



Die Ausstellung „William Kentridge. Listen to the Echo“ zeigte vom 4. September 2025 bis 18. Januar 2026 im Museum Folkwang rund 160 Werke des südafrikanischen Künstlers, darunter Filme, Zeichnungen und Skulpturen. Sie thematisierte

Gerechtigkeit, gesellschaftliche Verantwortung und das Erbe der Apartheid. Kentridges Kunst verbindet Bewegung, Wahrnehmung und inneres In-Bewegung-Kommen, wodurch Betrachterinnen und Betrachter zu Reflexion und Perspektivwechsel angeregt werden.

Ein Mann blickt auf ein Porträt und trifft nicht sich selbst, sondern einen anderen. Der leere Teller symbolisiert Mangel, während innere Bewegung beginnt, wenn wir bereit sind, unsere Perspektive zu verlassen.

wirkt. Vielleicht erinnert uns das an das christliche Verständnis von Schuld: Dass sie nicht verschwindet, wenn man sie verdrängt, sondern erst dann verwandelt werden kann, wenn man sie anschaut.

Darin findet sich ein tiefer Zusammenhang zwischen seiner Kunst und unserer Gegenwart: Kentridge macht sichtbar, dass Geschichte nicht verschwindet, nur weil man sie nicht mehr anschaut. Sie setzt sich fort – in Körpern, in Strukturen, in Sprache. Auch Antisemitismus ist nicht vorbei, nur weil die Zeit vergeht. Er ist eingeschrieben in das, was wir sagen, was wir denken, was wir zulassen – und was nicht. Der christliche Glaube, der seine Wurzeln im Judentum hat, verpflichtet hier besonders zur Wachsamkeit und zur Solidarität.

Hoffnung durch Verantwortung

Was bedeutet es heute, Verantwortung zu tragen? Nicht im großen, abstrakten Sinn, sondern ganz konkret? Verantwortung dafür, wie wir erinnern? Wie wir sprechen? Wie wir weitergeben, was war? Und auch dafür, wo wir still werden, obwohl wir eigentlich widersprechen und uns aus unserer Komfortzone bewegen müssten? Unser Gewissen könnte genau dieser Ort sein, an dem Gott uns leise, aber beharrlich anspricht. Kentridge bietet auf diese Fragen keine Antworten, aber genau darin liegt die Stärke seiner Werke. Seine Kunst lässt eine Unruhe zurück. Sie hält aus, dass Bewegung nicht automatisch Fortschritt bedeutet. Dass Geschichte sich auch im Kreis drehen oder sogar zurückfallen kann.

Und doch ist da etwas Tragendes. Denn in all dem Verwischen bleibt etwas bestehen: Die Spur. Das Sichtbare. Das Nicht-Vergessen-Können. Das ist eine Form von Hoffnung, die nicht naiv ist. Keine Hoffnung auf Erlösung durch Vergessen, sondern auf Verantwortung durch Erinnerung. Eine Hoffnung, die sich aus dem Glauben speist, dass Gott selbst die Geschichte ernst nimmt – so ernst, dass er sich in sie hineinbegibt.

Hier kann man spüren, dass Bewegung nicht bedeutet, leichter zu werden, sondern wahrhaftiger. Und dass es vielleicht genau darum geht: Die Spuren nicht auszuradieren, sondern sie auszuhalten. Weiterzugehen – mit dem, was war: Der Gewissheit, dass Erinnerung keine Last ist, sondern eine Aufgabe.

Im Puls: Auftrag

Unsere Geistlichen gestalten Gottesdienste, begleiten Menschen, besuchen Familien, stehen bei Krisen zur Seite und sind Anlaufpunkt für Fragen aller Art. Ihr Alltag ist ein ständiger Wechsel von Begegnungen und Aufgaben. Sie bewegen andere und werden selbst bewegt. Vikar Andreas Todt und Pastor Georg geben Einblicke in ihr Leben und ihren Dienst.

Vikar Andreas Todt (39) wurde in der Nähe von Neheim geboren, machte sein Abitur am Berufskolleg Bestwig und absolvierte anschließend seinen Zivildienst. Danach begann er ein Lehramtsstudium für Latein und Griechisch in Köln und studierte schließlich Theologie. Seit 2022 ist er Vikar in unserem Pastoralen Raum.

Zwischen Alltag und Ewigkeit

„Menschen kommen gezielt mit den unterschiedlichsten Fragen zu mir. Aber es sind die alltäglichen Begegnungen, die meinen Dienst ausmachen und prägen. Wenn ich in der Stadt unterwegs bin, auf Schützenfeste gehe oder zu einem Taufkaffee eingeladen bin. Hier eröffnen sich echte Chancen, in tiefere Gespräche zu kommen. Ich treffe natürlich auch mit Menschen zusammen, die aus der Kirche ausgetreten sind oder mit ihr hadern, und doch geht es fast nie um kirchenpolitische Dinge, sondern um die grundlegenden Fragen des Lebens: Was ist der Sinn unseres Daseins? Gibt es ein Leben nach dem Tod? Werden wir uns wiedersehen? Ich finde es schön zu sehen, wie trotz Skepsis und Zweifel die Sehnsucht nach Orientierung und Hoffnung besteht.

Für mich selbst ist es wichtig, ein bewusst gelebtes geistliches Leben zu führen. Eines, das nicht nebenbei läuft, sondern vielmehr geübt und gepflegt werden muss – zum Beispiel beim Beten des Breviers. Darin entdecke ich manchmal mich selbst und finde darin auch die Menschen, ihre Sorgen, Ängste und auch Freuden wieder. Vieles kann ich im Gebet an Gott weitergeben.

Einen großen Stellenwert hat für mich die Musik. Ich spiele täglich Klavier, das gibt mir ein Gefühl von Ruhe und Fokus und hilft mir, Gedanken zu sortieren. Zum Abschluss spiele ich dann immer einen Choral, passend zu den jeweiligen Tagen im Kirchenjahr. Ein großes Interesse habe ich an der lateinischen Sprache und Literatur. Deswegen trägt mein Kater den Namen des römischen Redners, Politikers und Philosophen Marcus Tullius Cicero. Und da Cicero Konsul war, wird der Kater auch Consülchen genannt und manche Olper bezeichnen meine Wohnung augenzwinkernd als Konsulat. Regelmäßig treffen Pfarrer i. R. Clemens Steiling und ich uns auf einen hochwertigen Espresso. Theologisch sind wir zwar ziemlich verschieden – vielleicht aber liegt gerade darin die besondere Qualität unserer Gespräche über Alltag und Glauben und über das, was uns trägt. Es war mein Heimatpfarrer Leo Reiners (†2016 Anm. d. Red.),

der mich inspirierte, Priester zu werden. Er lebte seinen Glauben offen, mit Humor und einem immer offenen Herzen. Sein Vorbild zeigte mir, wie man Nähe, Authentizität und Glaube vereinen kann. Das hat mich so begeistert, dass ich das auch wollte. Es ist eine Lebensentscheidung, mit

der man sich gut auseinandersetzen muss. Auf meinem Weg fühle ich mich nicht einsam, ich habe gute Freunde, denen ich mich immer anvertrauen kann, ein wichtiger Beweggrund, den Weg zu gehen.

Bei den Menschen möchte ich Perspektiven eröffnen: Dass der Glaube sinnvoll ist und das Leben trägt, dass es ein Danach gibt, trotz aller Widrigkeiten. Aus dieser Hoffnung heraus lässt sich das Leben anpacken und gestalten. Auf die Frage „Was, wenn das alles nicht wahr ist?“ antwortete mein Heimatpfarrer: „Dann habe ich den schönsten Traum gelebt, den es gibt.“ Dieser Satz begleitet mich, er gibt Trost und Klarheit.

Besonders bewegt mich, wenn ich spüre, dass ich gebraucht werde: Bei Sterbenden mitten in der Nacht, im Kindergottesdienst mit den neugierigen Fragen der Kinder oder in alltäglichen Begegnungen in der Stadt. Jeder Mensch ist einzigartig, jedes Leben ist anders, und genau das macht meinen Dienst abwechslungsreich, lebendig und erfüllend. Der Talar, den ich trage, macht mich sichtbar, ruft Interesse hervor und öffnet Türen. Ich habe damit bisher – von ein paar Anfragen mal abgesehen – nur positive Erfahrungen gemacht. Die Begegnungen und das Mitleben mit den Menschen sind das, was meinen Alltag reich, spannend und sinnstiftend macht.“

Vikar Andreas Todt



und Nähe

Zwischen Kulturen – Glaube kennt keine Grenzen

„Ich bin Pastor geworden, weil ich schon früh erlebt habe, was Gemeindeleben bedeutet. In meiner Heimatgemeinde in Indien ist Kirche nicht nur ein Ort für den Gottesdienst, sondern ein Ort für Gemeinschaft, für Gespräche, für das Leben selbst. Auch mein Bruder ist Pastor. Sein Dasein für die Menschen hat mich geprägt.“

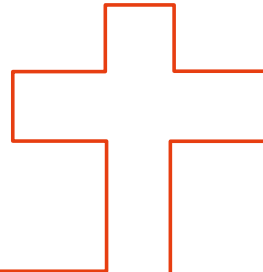
Heute erlebe ich meinen Dienst in vielen Facetten. Ich predige, begleite, organisiere – aber vor allem bin ich nah bei den Menschen. In der Seelsorge, bei Besuchen, in Gesprächen oder bei Feiern. Dabei merke ich schnell, wie meine Arbeit ankommt. Positives Feedback spürt man direkt. Wenn etwas nicht passt, wird es oft nicht so klar gesagt. Doch eines ist immer gleich: Wenn man etwas mit dem Herzen tut, wird das wahrgenommen – unabhängig von Sprache oder Kultur.

Besonders berührend sind Momente, in denen Nähe entsteht. Ich erinnere mich an einen 90. Geburtstag. Die Jubilarin wünschte sich einen priesterlichen Segen. Dieser Moment war für die ganze Familie sehr bewegend. Genau darin liegt für mich der Kern meines Dienstes: Gottes Nähe erfahrbar zu machen – im Gebet, im Segen, im Dasein.

Ein weiterer wichtiger Teil meines Tuns neben meiner Arbeit hier im Pastoralen Raum ist die Telefonseelsorge für indische Menschen weltweit. Gleichzeitig begleite ich viele, die neu in Deutschland sind und die Sprache nicht sprechen. Dabei wird mir immer wieder bewusst: Sorgen, Ängste und Hoffnungen sind überall auf der Welt ähnlich. Ob im Krankenhaus, im Seniorenheim oder im persönlichen Gespräch – immer wieder erlebe ich, wie intensiv Glaube wirken kann.

Bei meiner Arbeit hilft mir mein Studium der Pastoralpsychologie. Ich versuche, Menschen seelisch und mit fachlichem Wissen zu begleiten. Für ihre Nöte und Herausforderungen Lösungen zu finden, ist wichtig. Doch letztlich geht es um mehr: um Gnade, um Gottes Wirken im Leben jedes Einzelnen.

Was mich bewegt, sind die Begegnungen. Sie geschehen nicht nur in der Kirche, sondern auch im Alltag – bei besonderen Anlässen oder einfach zwischendurch. In meiner Anfangszeit entstand auf einem Schützenfest unter der Vogelstange die Idee, gemeinsam nach Indien zu reisen. Inzwischen bin ich schon mehrfach mit Gruppen dorthin geflogen. Was als Neugier begann, wurde für viele zu einer tiefen Erfahrung.



Pastor Georg



Pastor Georgekutty Muthirakalyil (53) stammt aus dem Bundesstaat Kerala im Südwesten Indiens. Er studierte in Rom Theologie und in Paderborn Pastoralpsychologie. Derzeit beschäftigt er sich intensiv mit dem Thema ‚Einsamkeit und Einsamkeit in den Familienbeziehungen‘, über das er im Rahmen seines Studiums zu schreiben begonnen hat. Seit 2021 ist er Pastor in unserem Pastoralen Raum.

Die Unterschiede zwischen Indien und Deutschland erlebe ich sehr deutlich. In meiner Heimat ist Gemeinschaft selbstverständlich. Die Menschen leben im familiären Verbund zusammen, Nähe ist normal und der Austausch ist intensiver. Auch der Blick auf Gemeinde ist ein anderer: In Indien wird nicht in Zahlen von Einwohnern gedacht, sondern in Familien. Hier hingegen ist vieles stärker organisiert, oft auch unverbindlicher. Das war für mich am Anfang nicht leicht. Kontakte entstehen weniger von selbst. Deshalb ist es mir wichtig, präsent und ansprechbar zu sein.

Einsamkeit ist ein Thema, das mich beschäftigt. Sie ist nicht an ein Land gebunden und unterscheidet sich vom Alleinsein. Einsamkeit entsteht im Inneren eines Menschen. Umso wichtiger sind Ehrlichkeit, Respekt und Wertschätzung im Umgang miteinander – unabhängig von Herkunft, Kultur oder Hautfarbe.

Ich wünsche mir, dass Menschen offener aufeinander zugehen. Dass sie einander zuhören und Unterschiede nicht als Trennung, sondern als Bereicherung verstehen. Warum mir Menschen so wichtig sind? Wenn nicht der Mensch – wer dann?“

Kirchenkram

Vier Richtungen, ein Himmel: der Baldachin

Bei den Prozessionen zu Pfingsten oder Fronleichnam ist er ein vertrautes Bild: der Baldachin. Das Schirmdach, auch (Trage-)Himmel genannt, macht die Gegenwart Gottes mitten unter den Menschen sichtbar. Er symbolisiert den Schutzraum des Himmels, der sich über das Allerheiligste spannt und gleichzeitig seine schützende Hand über die gesamte Gemeinde ausbreitet. Wenn die Monstranz mit der geweihten Hostie unter diesem Zeltdach durch die Straßen getragen wird, ist das ein Bekenntnis: Gott weilt in unserer Mitte, er begleitet uns auf unseren Wegen durch die Welt.

Die Architektur des Baldachins trägt dabei eine tiefe mathematische und theologische Symbolik: Er wird an vier Stangen gehalten, die für Norden, Osten, Süden und Westen stehen und

zugleich für die vier Evangelisten. So wird Christus buchstäblich in alle Himmelsrichtungen und über die ganze Welt getragen – eine symbolische Umarmung der gesamten Menschheit. Die Menschen, die diese Stangen halten, werden ehrfurchtsvoll „Himmelsträger“ genannt. Den „Himmel“ tragen zu dürfen, gilt als eine besondere Ehrenaufgabe.

Die Geschichte reicht bis ins 12. Jahrhundert zurück. Seinen Namen verdankt der Baldachin seiner kostbaren Herkunft: Ursprünglich wurde er aus erlesenem Seidenstoff gefertigt, der aus Bagdad – mittellateinisch ‚Baldach‘ genannt – importiert wurde. Was einst als Schutz- und Würdezeichen für Päpste oder Könige diente, dient bei der Prozession der höchsten Heiligkeit: dem Leib Christi.

Viele Dinge um uns herum wirken selbstverständlich – und doch fragt man sich manchmal, warum sie so sind. Dann gibt es Dinge, von denen man gar nicht wusste, dass sie existieren. Während wir die aktuelle Ausgabe unseres Magazins erstellt haben, sind genau solche Fragen aufgetaucht. In unserer Rubrik ‚Kirchenkram‘ gehen wir ihnen nach.

Habt ihr auch eine? Schreibt uns! buero@pr-olpe-drolshagen.de

Wie die Pfingstrose zu ihrem christlichen Namen kam

Es gibt Blumen, die beeindrucken wollen – und solche, die es einfach tun. Die Pfingstrose gehört eindeutig zur zweiten Sorte. Mit ihren üppigen, fast schwer wirkenden Blüten in sanftem Weiß, kräftigem Pink oder tiefem Rot strahlt sie eine ruhige Selbstverständlichkeit aus. Keine Dornen, keine Abwehr – nur reine Fülle und eine fast schwerelose Eleganz.

Wie die Pfingstrose zu ihrem christlichen Namen kam, erzählt eine alte Legende: In Galiläa lebte eine Frau, die Jesus tief verbunden war, aber im Alltag feststeckte – Familie, Haus,

Verpflichtungen. Als sie von seinem Tod hörte, zog sie sich in ihren Garten zurück und weinte zwischen ihren Rosen. Doch mit der Botschaft der Auferstehung veränderte sich alles. Aus tiefer Verzweiflung wurde Hoffnung – und als sie in ihren Garten zurückkehrte, blühten die Sträucher in ungeahnter Fülle. Die Dornen aber waren verschwunden. Was blieb, war reine, ungeschützte Schönheit.

Früher nannte man die Pfingstrose auch Pferderose, weil man bei Pfingstumzügen Pferde mit ihr schmückte –

ganz ohne Verletzungsrisiko. Und ihr botanischer Name *Paeonia* verweist auf den Götterarzt der griechischen Mythologie, was gut zu ihrer langen Geschichte als Heilpflanze passt.

Vor allem aber ist die Pfingstrose eine Meisterin der Beständigkeit. Hat sie einmal ihren Platz gefunden, bleibt sie – oft über Generationen hinweg. Wenn sie im Juni aufblüht, erinnert sie daran, dass nach jeder kargen Zeit wieder Fülle möglich ist. Und dass wahre Stärke manchmal genau darin liegt, nichts abwehren zu müssen.

Das Loch in der Kirche – Sacrarium erklärt

In der St. Marien-Kirche in Olpe kann man eine spannende Entdeckung machen. In einer der Nischen an der Südseite der Kirche, zwischen Bank und Mauer, befindet sich im Boden ein Loch – das sogenannte Sacrarium. Klingt geheimnisvoll, ist aber ein durchdachtes kirchliches Detail. Es handelt sich um einen speziellen Abfluss, der direkt ins Erdreich unter dem Kirchenbau führt und der würdigen Entsorgung von Resten dient, die mit dem Heiligen in Berührung gekommen sind. Etwa das Wasser der Kelchreinigung nach der Eucharistie, nicht mehr benötigtes Weihwasser oder Partikel geweihter Hostien.

Warum? Aus Respekt vor dem Heiligen. In der christlichen Tradition gilt: Alles, was durch das Gebet oder

die Wandlung ausgesondert und geheiligt wurde, darf nicht profaniert werden. Es gehört nicht in den Abfluss unserer Alltagswelt. Indem diese Überreste durch das Sacrarium unmittelbar der Erde übergeben werden, schließt sich ein heiliger Kreislauf. Es ist ein symbolischer, stiller Dialog zwischen der göttlichen Liturgie und der Schöpfung – das Geweihte kehrt dorthin zurück, woraus es hervorgegangen ist.

Während St. Marien diese besondere Lösung im Kirchenboden bewahrt, finden sich in der Kirchenarchitektur verschiedene Varianten dieses Brauchs: Manche Gotteshäuser verfügen über Wandbecken – wie beispielsweise St. Clemens, andere überführen geweihte Reste in die gesegnete Erde eines Friedhofs, wie zum Beispiel St. Martinus.

Priestermode Gewänder voller Geschichten

Haben Sie schon einmal genau hingeschaut, wenn ein Priester oder Bischof die Kirche betritt? Hinter den Gewändern steckt weit mehr als nur Textil. Die Wurzeln der liturgischen Kleidung reichen tief in die Spätantike zurück: Was heute feierlich wirkt, war einst die Alltagskleidung vornehmer Römer. Tuniken und Umhänge wurden im kirchlichen Kontext bewahrt und zu festen liturgischen Gewändern weiterentwickelt.

„Die Soutane – das hochgeschlossene, schwarze Alltagsgewand, das Vikar Todt gerne trägt – nahm im Mittelalter Einflüsse von Gelehrten- und Beamtenroben auf. Gleichzeitig birgt sie ein besonderes Geheimnis an der Knopfleiste: Eine Soutane wird mit genau 33 Knöpfen gefertigt. Diese Zahl ist kein Zufall, sondern symbolisiert die 33 Lebensjahre Jesu Christi. So trägt der Geistliche die Erinnerung an das Wirken Jesu buchstäblich direkt am Körper. Die Fixierung auf genau 33 Knöpfe ist eine spätere, barocke und vor allem im 19. Jahrhundert unter Papst Pius IX. gefestigte Tradition. Es ist der Versuch, den Alltag des Priesters zu sakralisieren: Jeder Griff zum Knopf beim Ankleiden wird zu einem kurzen Gebetsmoment oder einer Erinnerung an die Nachfolge Christi.

In der Messe folgen die Gewänder einer ganz eigenen Symbolik. Die Basis bildet die Albe, ein knöchel-

langes, weißes Gewand. Sie erinnert an das weiße Taufkleid und symbolisiert die Reinheit sowie die neue Schöpfung in Christus. Über der Albe trägt der Priester die Stola, einen schmalen Stoffstreifen. Sie ist das eigentliche Amtssymbol: Wie ein ‚Joch‘ liegt sie auf den Schultern und steht für die Last und die Gnade des priesterlichen Dienstes. Den krönenden Abschluss bildet die Kasel (das Messgewand). Sie entstand aus der römischen Paenula, einem schützenden Reiseumhang. Heute macht sie die Feierlichkeit der Liturgie sichtbar – oft kunstvoll bestickt und in den Farben des Kirchenjahres gehalten: Weiß für die hohen Feste, Rot für das Feuer des Pfingstgeistes, Violett für die Umkehr und Grün für die Hoffnung im Alltag.

Selbst die Mitra des Bischofs hat eine spannende Geschichte: Sie leitet sich von der römischen Beamten-Kopfbedeckung ab und markiert heute den Lehr- und Leitungsauftrag. Trotz aller Tradition gibt es Raum für persönlichen Ausdruck. Liturgische Mode wird in spezialisierten Fachgeschäften erworben – wer durch Rom spaziert, findet dort renommierte Läden, in denen Soutanen und Stolen wie Maßanzüge gehandelt werden. So ist die Kleidung der Geistlichen ein faszinierendes Zusammenspiel aus jahrhundertealtem Erbe und individueller Wahl und zeigt, wie tief die Wurzeln unserer heutigen Kultur in der Geschichte verankert sind.

Vertraut den neuen Wegen,
auf die der Herr uns weist,
weil Leben heißt: sich regen,
weil Leben wandern heißt.

Seit leuchtend Gottes Bogen
am hohen Himmel stand,
sind Menschen ausgezogen
in das gelobte Land.

Vertraut den neuen Wegen
und wandert in die Zeit!
Gott will, dass ihr ein Segen
für seine Erde seid.

Der uns in frühen Zeiten
das Leben eingehaucht,
der wird uns dahin leiten,
wo er uns will und braucht.

Vertraut den neuen Wegen,
auf die uns Gott gesandt!
Er selbst kommt uns entgegen.
Die Zukunft ist sein Land.

Wer aufbricht,
der kann hoffen
in Zeit und Ewigkeit.
Die Tore stehen offen.
Das Land ist hell und weit.

Gotteslob, Paderborner Anhang Nr. 791

Klaus Peter Hertzsch (1930 - 2015) war evangelischer Theologe und Professor in Jena, beteiligte sich an der „Christlichen Friedenskonferenz“ und wurde als Dichter bekannt.

Eines seiner späteren Gedichte ist „Vertraut den neuen Wegen“, das er 1989 für den Traugottesdienst eines seiner Patenkinder schrieb. Das Lied machte danach schnell die Runde. Hastig hergestellte Kopien gingen von Hand zu Hand und wurden in zahlreichen Kirchengemeinden dankbar aufgenommen. Denn Hertzschs Worte trafen genau den Geist jener Zeit, als die Menschen in der DDR auf grundlegende Reformen hofften. Viele von ihnen bestärkte das Lied nachhaltig, sich an den Veränderungen im Herbst 1989 selbst zu beteiligen.

Wenige Tage nach dem Mauerfall erklang es in Jena im Gottesdienst zum Abschluss der Friedensdekade. Vor dem Hintergrund dieser ungeahnten Resonanz kamen die Verse noch als Lied 395 ins neue Gesangbuch der EKD – gleichsam nach Redaktionsschluss. Dort ist das populäre Lied zugleich so etwas wie das „hymnologische Erbe“ der friedlichen Revolution in Ostdeutschland.